



Danskernes Historie Online

Danske Slægtsforskeres Bibliotek

Dette værk er downloadet fra Danskernes Historie Online

Danskernes Historie Online er Danmarks største digitaliseringsprojekt af litteratur inden for emner som personalhistorie, lokalhistorie og slægtsforskning. Biblioteket hører under den almennyttige forening Danske Slægtsforskere. Vi bevarer vores fælles kulturarv, digitaliserer den og stiller den til rådighed for alle interesserede.

Støt vores arbejde – Bliv sponsor

Som sponsor i biblioteket opnår du en række fordele. Læs mere om fordele og sponsorat her: <https://slaegtsbibliotek.dk/sponsorat>

Ophavsret

Biblioteket indeholder værker både med og uden ophavsret. For værker, som er omfattet af ophavsret, må PDF-filen kun benyttes til personligt brug.

Links

Slægtsforskerens Bibliotek: <https://slaegtsbibliotek.dk>

Danske Slægtsforskere: <https://slaegt.dk>

Hans Lassenius Bernhoft

Blätter aus vergangener Zeit

1793-1836



HANS LASSENIUS BERNHOFT

BLÄTTER AUS
VERGANGENER ZEIT

1793-1836

TRYKT SOM MANUSKRIFT

Min Farfader, Bureauchef i Statsministeriet, Hans Lassenius Bernhoft, efterlod ved sin Død i 1851 et tysk Manuskript, som han havde kaldt „Blätter aus vergangener Zeit“. Dette Manuskript er forsynet med en Paategning om, at det er nedskrevet Sommeren 1841 under en smertefuld Sygdom. Dette er nu blevet overgivet til Oslo Universitets Manuskriptsamling.

Da Familiemedlemmer og andre har vist Interesse for disse „Blätter“, har jeg ladet dem trykke efter en Afskrift i et begrænset Antal Exemplarer.

Hørsholm i September 1938.

H. A. BERNHOFT.

I. IDYLLISCHES LEBEN

Ogleich ein geschworne Feind von Revolutionen habe ich doch die Welt erblickt in jenem verhängnissvollen Jahr, wo Ludwig der Sechzehnte unter der Guillotine starb. Mein Vater war Landprediger, zu jener Zeit in der Lafontainischen Ueberschwemmungs-Periode etwas Romantisches, denn die Landprediger waren alle zusamm ausserordentlich tugendhafte Leute mit geringen Einkünften und vielen Kindern, besonders Töchter von erstaunenswürdiger Schönheit, die auch deswegen mehr als andere Weltkinder der Verführung ausgesetzt waren. Auch ist es nicht zu läugnen, dass das gemüthliche Stilleben auf dem Land einen sentimentaln Anflug begünstigen kann, welcher aber in einer gewissen Periode so weit ging, dass ein Copenhagener Freudenmädchen (vermuthlich die Tochter irgend eines Matrosenweibes) sich dadurch interessant zu machen suchte, dass sie für die Tochter eines Landpredigers, von einem Edelmann verführt, gelten wollte.

Inzwischen ist doch der Hang zu Einsamkeit und Zurückgezogenheit, der mich nie, selbst unter rauschenden Freuden verliess, eine Folge von dem Eindruck, den die Umgebungen in den Tagen der Kindheit gemacht haben. Meine Mutter war eine sehr kluge Frau vom tiefen religiösen Sinne, während der Vater selbst, obwohl hartnäckig am Glauben hängend, im Grunde Materialist war, ohne es selbst zu wissen.

Die ersten sieben Jahre flogen dahin in der gewöhnlichen Weise auf dem Lande, doch sind mir von der Insel Findö, zwei Meilen von Stavanger entfernt, wo wir wohnten, tiefe Erinnerungen geblieben. Jene Insel, die ich in meinem achten Jahre verliess und die ich seitdem nie gesehen und wohl auch nie wieder sehen werde, steht noch

vor der Phantasie des alternden Mannes als das Spiegelbild eines Feenlandes; immergrüne waldige Hügel und fruchtbare Wiesen machen ihren grössten Theil aus und die Laubwälder sind fast vom Meere bespült, da die Vegetation hier in den Fiords, die gegen die scharfe salzige Luft des offenen Meeres geschützt ist, vorzüglich gedeiht, und darum sind auch mehrere andere Inseln jener Gegend so ausgezeichnet schön, wie jeder Reisende, der da kommt, selbst erfahren wird.

Die Mutter machte den Lehrmeister; der älteste Sohn war schon in der Wiege zum Geistlichen bestimmt, und deshalb sollte auch der Religionsunterricht früh anfangen, vier Jahre alt konnte ich lesen, und sechs Jahre alt wusste ich den ganzen Catechismus auswendig, so dass ich noch nicht volle sechs Jahre alt zum Neujahrs Geschenk das berühmte Pontoppidansche Lehrbuch bekam.

Ich war sieben und ein halb Jahr alt, als wir nach Soggendal, ein Ort auch auf der westlichen Küste des Landes gelegen, und nur vierzehn Meilen von Findö entfernt, reisten, wo der Vater eine neue Anstellung erhalten hatte. Die Reise ging zu Lande über den noch immer schlecht benutzen Jäder, eine Strecke, die vielleicht viele tausend Tonnen Getreide mehr hervorbringen konnte als jetzt, wo der Anbau so mangelhaft ist, und doch weit über das Bedürfnis der Einwohner hinreicht. Auf dieser Reise machte ich die erste Bekanntschaft einer Stadt, und die war Egersund, denn das grössere Norwegen sahen wir nur aus der Ferne.

Der neue Aufenthalt war ein sehr anmutiges Thal, wo ein kleiner Fluss sich durch angebaute Strecken und Bauernhöfe schlängelt, die Kirche in der Mitte des Thales, und die Umgebungen hohe Hügel meistens grün bis zum Gipfel, kleine Gesträuche von Birken oder anderm Laubholze und in dem oberen Ende hart an dem Pfarrhofe durch nackte unwirthliche Felsen geschlossen. Etwas mehr abgeschlossenes von der Landseite lässt sich kaum denken, die abscheulichsten nicht Wege sondern halbsbrechenden Felsenpfade, wo „das Maulthier vergebens Weg suchen möchte, selbst ob kein Nebel vorhanden wäre.“ Die Seeseite ist fast nicht mehr zugänglich. Das offene Meer bespült unbeschirmt den bewohnten Strand, wo einige vierzig Fischerhütten und vielleicht etwas über ein Dutzend Häuser für die Schiffer und Zollbeamten das kümmerliche Ansehen einer improvisirten Stadt darbieten. Wenn hier der Südwest die vom fernen Scottland her durch Nichts angehaltenen thurmähnlichen kalten Wogen des Nordmeeres brandend gegen die schroffen wild emporstrebenden Felsen wirft, glaube ich, dass man selbst in den allernördlichsten Gegenden

Norwegens etwas Wilderes nicht aufzuweisen vermag. Die Wellen rollen hier und brechen sich mit einem so furchtbaren Getöse gegen den Strand, dass man es weit hinein in den Thälern hört, wenn der Sturm, der gar nicht sich selbst einfindet, im entfernten Meere wüthet. Auch sind in den meisten Häfen, die auf dieser Küste alle vorzüglich sind, Werfte und Gebäude errichtet, wo die havarirten Schiffe reparirt und ihre Ladungen gelöscht werden können.

An diesem Orte verfloßen die Jahre bis ins vierzehnte Jahr, als ich nach Christianssand abging. Was ich lernte in der Zwischenzeit war nur wenig, ein fortgesetzter zu weit getriebener Religionsunterricht, etwas sehr wenig aus der Geschichte nebst Geographie, Schreiben und Rechnen war in der ersten Zeit das Ganze. Nachher machte der Vater den Anfang mit dem Lateinischen; zwar verstand er, wie fast alle alt studierte Leute die Sprache gründlich, aber er besass keine Gaben für die Schulmeisterei, und liess es dabei bewenden mir zwanzig Mal des Tages zu versichern, dass unter allen dummen Knaben, die er etwas beizubringen gehabt hatte, ich dennoch die Ehre hatte der allerdümste zu sein. Ein jüngerer Mann, der von Copenhagen kam um als Pastor an der Filialkirche zu dienen, machte mich mit den Anfangsgründen der französischen Sprache bekannt; was er konnte war nicht weit darüberhin sie hinlänglich zu buchstabieren, und daher kam es, dass er nachdem ich in vier Wochen den etymologischen Part der Meidingerschen Sprachlehre durchgelesen hatte, und zu seiner grossen Verwunderung beim Rückkehr fand, dass ich fast sein Meister war, unumwunden mich für ein wahres Sprachgenie erklärte. So verschieden sind die Meinungen und die Urtheile in dieser Welt.

Eine Beschäftigung wurde mir zutheil, die freilich nur wenige Knaben versucht haben, dass ist, dass der blutjunge Herr die Bauernkinder instruierte, die zur Confirmation nicht mit Pontoppidan fertig werden konnten und deshalb sich mit dem Catechismus begnügen mussten. Lange Bauernlümmel und fast erwachsene oder vielleicht ganz erwachsene Dirnen wurden sodann von mir in Schule genommen, und wirklich gelang es in den meisten Fällen ihnen etwas beizubringen, da die Ambition mir eine Geduld verlieh, die ich in späteren Zeiten, wo mir auch die schwere Aufgabe zu Theil wurde aus einer unbequemen Materie etwas zu erschaffen, schmerzlich vermissen habe.

Das Leben war sonst wirklich idyllisch, des Sonntags in die Kirche versteht sich, und des Abends Styrvolt (die deutsche Benennung, wenn es welche giebt, kenne ich nicht) gespielt, oder an

den Werktagen, nachdem der nur um ein Jahr jüngere Bruder und die kleine Schwester des Abends zu Bette geschickt waren, lass ich der Mutter vor was wir bekommen könnten. Die religiöse Materie lass sie selbst, und ich möchte am liebsten immer den Holberg lesen, da schon damals der Appetit an allem was zum Scene gehört sich äusserte. Auch gab es eine Lectüre, die ihr ganz neu war, die aber zu der Zeit in ihrer vollen Blüte war, ich meine die Lafontainischen Romane. Da lassen wir „den Naturmensch“ „die Unausforschlichen“ und wie sie alle übrigens heissen mögen. Ihre zarten Frauengefühle wurden davon sehr angesprochen, und bei mir fasste die Idee von einer übersinnlichen, allem Trotz bietenden Liebe zu den Frauen, tiefe Wurzeln, die Täuschungen von verschiedener Art und der sinnliche Genuss nie ganz auszurotten vermögten.

Der Hang zur Träumerei und einsamen Contemplation ist mir seit jener fernen Zeit immer geblieben, und die Gegend, die wir bewohnten, trug mit ihrer schwermüthigen Einsamkeit viel dazu bei.

Die Natur schlummert da, die schwülen Sommertage in den engen Thälern sind ganz still, nur die Stimme eines schreienden Vogels lässt sich dann und wann hören, der Fluss murmelt besonders mitten im Sommer, wo das Wasser sehr seicht ist, leise und monoton vorwärts dem nahen Meere entgegen; selbst das Blöken des Viehs vernimmt man nicht, weil es auf den felsigen Matten seine Nahrung sucht und daher weit entfernt ist. Des Abends kehren die Mäher von den Feldern zurück, und alsdann in der sommerlichen Halbdämmerung des Spätabends, die in Norwegen ganz eigenthümlich ist, wird die Stille ein Stündchen unterbrochen, während die grossen Lachse aus dem Flusse gezogen werden. Der Abend endiget noch damit, dass man die Arbeitsleute die Sensen schärfen hört, um am nächsten Tage dasselbe Leben fortzusetzen.

Noch länger zwischen den Felsen hinein und auf den Bergen, wo die Säter oder die Grasweiden sich befinden, ist die lautlose Stille wo möglich noch auffallender, wie denn auch überhaupt die Natur daselbst eine wilde ist. Hier giebt es keinen Birkenwald mehr, Wacholdergesträuch ist, wenn man die Weidenplätze ausnimmt fast das einzige was das unwirthbare Erdreich hervorbringt, und die Oede erhält nur eine Abwechslung durch die Vertiefungen zwischen den Thalschluchten wo das Wasser sich zu dunkelblauen Bergseen gesammelt hat. Diese Gewässer rollen einsam und trübselig ihre schwerfälligen, kurzen, fast unbeweglichen, nur wenig gekräuselten Wellen gegen das Ufer hin, wo die Milchmagd in den Sommermonaten in

schauriger Einsamkeit haust, gewiss ohne von den Umgebungen im Mindesten angesprochen zu werden. Die hier sehr häufig durchweg herrliche Forelle schillert an der Fläche des Sees, der Adler heult in den Felsen von seinem Horste herab und die weinende Stimme der Lohmen kreischt durch den feuchten Nebel des Morgens.

Im Herbst, wenn die Herden zu den heimathlichen Fluren zurückgekommen sind, ist die Natur in soweit geändert, dass der Anstrich doch etwas lebhafter geworden ist. Um diese Zeit treffen die Krametsvögel, Seidenschwänzen und mehrere dergleichen gefiederten Gattungen in grossen Schwärmen ein. Die Dohnen werden ausgestellt und jetzt bietet der Wald besonders in den Nachmittagsstunden ein anmuthiges Bild dar. Die Luft ist von den gefiederten Sängern belebt, der Strom des Thales ist jetzt grösser und kräftiger und rauscht mit ununterbrochenem Getöse fort, und von dem entgegengesetzten Ufer lautet herüber das Blöken und Mecken der Kühe, Schaaf und Ziegen. Wie selig habe ich mich wohl oft gefühlt, wenn der Septemberabend herannahte, und ich allein blieb, wenn der Bruder mit dem Korbe voll gefangener Vöglein nach Hause schlenderte. Wenn der Abend wirklich heranrückte und das Vieh angebracht war, dann war es mir eben recht im Wald. Die Stimmen der Vögel hörten allmählich auf, das trauliche Zwitschern verrieth die Brautpaare auf den Ästern, auch dieses blieb still, ein Nachtwind sauste über die Bäume hin, die insgesamt zur Kirche wurden und schauervoll im schwachen Mondlichte da standen, der Strom rauschte vernehmlicher und das Meer liess sein fernes Getöse am Strande hören, der Nachtvogel schrie, von der schwarzen Felsenwand jenseits des Flusses drang der Geisterruf des grossen Uhus jener Gegend, und keuchend und müde gelangte der ofters verirrte Knabe beim Pfarrhofe an.

Der Vormittag und der hohe Tag sind durchaus nicht poetisch auf dem Lande, die eigentliche Nacht auch nicht, es müsste denn sein, dass sie die verworrenen Bilder des Tages zu einen klareren Bewusstsein bringt, auch der Morgen stört oft das wonnige Gefühl, weil auf ihm die Arbeiten und die Werke des Tages unmittelbar folgen, und er sodann nicht die Grenzen des Abends besitzt, was den begränzten Menschen doch am meisten zusagt. Dagegen ist der Nachmittag mit seinem längeren Schatten und anfangendem Ausruhen in der freien Natur (denn ich rede hier nicht vom Stadt-leben) weit gemüthlicher.

So ist zum Beispiel Sonntag Nachmittag in einer Stadt wenigstens in den nordischen Ländern, die unerträglichste Zeit der ganzen Woche.

Sonntag-Nachmittags aber hier, wenn der Kirchendienst, das Mittagessen und das Caffetrinken im Garten vorbei waren, bestieg ich mit dem Bruder oder nach den Umständen allein einen von den bis zum Gipfel grünen steilen Anhöhen, die unser Thal umgürteten. Die ganze Gegend mit dem sich windenden Strome ruhte hier lautlos zu unseren Füßen und hier und da stabte ein verspäteter Kirchenbesucher, auch wohl von der besorgten Frau beim Krüge ertappt, nach dem vielleicht anderthalb Meilen fernen Gehöfte, wo er vielleicht erst weit hinein in die Nacht ganz ermüdet ankommen möchte, während die Frau das kleine zottige Pferd ritt. Die Felsen deckten die Meeresküste, aber weit hinaus über sie schimmerte das Meer selbst in erhabener Pracht, und ferne Segel tauchten im Horizonte auf. Dieses Meer sonst oft so schrecklich tobend und Menschen und Schiffe vernichtend hat hier eine Erhabenheit, die man nicht antrifft auf der andern Seite von Lindesnäs, wo es schon durch die sich mehr annahender Länder eingehegt ist, und wo deswegen auch die Wellen kürzer sind und rascher auf einander folgen. Die Fernsichten so ohngefähr eine Viertelstunde von dem Gestade entfernt, sind um so schöner, weil man gerade unter sich die blumigen, sonnbescheinten Wiesen hat, und daher auch nicht im Mindesten durch die wenigstens aus der Ferne erscheinend spiegelglatte Meeresfläche, an die sonst da drohendem Schrecknissen erinnert wird. Ich möchte wohl stundenlang da sitzen wenn der Zephyr dieses Thales, der von dem innern Lande herweht, der Ostenwind seine Düfte mitbrachte. Am Meere selbst ist die Zauberei weg, da wächst nur stinkendes Seegras und Heere von blendendweissen Möwen und dergleichen Gesindel schreien bis zum Taubwerden, während alles, die platten Felsen so wie die Häuser mit gedörrten Fischen oder zu trocknenden Netzen bedeckt sind.

Dies ist ein in einzelnen Zügen ausgeworfenes Bild jener Gegend im Sommer und im Herbst. Von Frühling giebt es nur wenig, wie man in den sich sagende besten Gegenden Norwegens ihn gar nicht hat, ausser im Almanak. Erst auf den dänischen Inseln oder in dem südlichsten Schweden kann man von Frühling sprechen, und was den Winter betrifft, bin ich ihm immer abhold gewesen, wenn es sich von der Natur oder dem Aufenthalt im Freien handelt.

In jener Umgebung, in jener für stille Gefühle und Ahnungen so bedeutungsvolle Gegend sind mir die Knabenjahre verflossen, und schon in dem dreizehnten Jahre confirmirt verliess ich kurz darauf das Vaterhaus. —

II. SCHULJAHRE

Eigentlich ist Weniges darüber zu sagen in so fern die Schule selbst angeht. Der Unterricht war mittelmässig. Vom Latein, Deutsch und Französisch könnten wir etwas, aber mit Geschichte, Mathematik und besonders Griechisch war es zum Erbarmen. Genug, vier Jahre und gar nicht angestrenzter Fleiss waren hinreichend den Knaben für die Universität zu bilden, und in einem Alter von etwas mehr als siebzehn Jahren wurde ich dimittirt.

Was zu meinem Zweck beim Niederschreiben dieser Fragments gehört, ist mehr mich darüber zu äussern wie die Verhältnisse sich bisweilen wunderbar genug gestaltet haben, und das zu berühren was vielleicht dazu beigetragen hat in der Folge diese Verhältnisse hervorzurufen.

Der dreizehnjährige Knabe, der schon den Lehrer gemacht hatte, der schon confirmirt und mit einem stattlichen langen Rocke angethan war, hegte natürlicherweise den Wahn ein Stück Herrlein zu sein, oder glaubte sich doch wenigstens berechtigt als eine erwachsene Person betrachtet zu werden. Die Kammeraden verstehen aber sehr gut dergleichen Einbildungen zu vernichten, man wird so lange belacht, verhöhnt und gehudelt, bis man zu der Sphäre sich herunterbegibt, wo man von Rechtswegen zu Hause ist. Dies wurde mein Fall, und kaum waren ein Paar Monaten verflossen, so war ich ganz in dem herrschenden System eingereicht. Was mir von der früheren Zeit blieb, war die Neigung zu Träumereien und da das fünfzehnte Jahr erreicht war, auch zum Verliebtwerden. Der Krieg war 1807 ausgebrochen, ein von den wenigen der geraubten dänischen Flotte übriggebliebenen Schiffen, das Linienschiff Prinz Christian lag in Christianssand und veranlasste fast tägliche Demonstrationen der

Englischen Kreuzer, so dass die Stadt sowohl Nacht wie Tag fast immer in Bewegung war. Die Schule wurde auf eine Zeit eingestellt und ich ging mit zweien Kameraden nach dem benachbarten Mandal. Hier sah ich das erste Mädchen, das mein jugendliches Herz in Flammen setzte. Die kurz darauf folgenden Weihnachtsferien, so wie auch späterhin die noch längeren Sommerferien wurden auch in Mandal zugebracht und somit war es völlig um meine Ruhe geschehen. Das Mädchen hiess Ida und war ausserordentlich schön, ächt nordisch blond und von blendendweisser Haut. Was das ganz reife Mädchen, dem wohl schon seit Jahren der Kürschner seine Bezahlung abgefordert hätte, über den albernen Knaben gedacht haben mag, lässt sich leicht errathen. Doch war sie immer gütig gegen mich, wie denn ein Weib niemals gegen den gleichgültig ist, der sie liebt, obwohl sie ihn sonst zum Mann nicht möchte oder brauchen könnte. Ich war in meiner Liebe bis zum äussersten Grade blöd und zurückhaltend, verrieth aber wohl eben dadurch das Gefühl, das mein ganzes Wesen in sich aufgenommen hatte. Die Geliebte war obendrein, ganz wie Werthers Lotte, die ich damals nicht kannte, versprochen, der Zukünftige aber abwesend. Sie nur zu sehen und verstohlen zu betrachten war mir genug, und wenn ich sie nicht sah, fand ich an nichts Geschmack. Wie oft hab' ich, wenn ich entfernt von ihr war, die heisse Brust und das gewaltsam pochende Herz gegen den feuchten Boden gedrückt und die Nächte mehr als einmal ohne Schlaf zugebracht. Doch ergab es sich ohngefähr ein halbes Jahr später als ich durch Mandal reiste um mich zu den Eltern zu begeben, dass ich sie ein Augenblick in Gesellschaft des Bräutigams sah und Zeuge ihres verliebten Kosens wurde. Von dem Augenblick an war ich für diesmal geheilt.

Auf der erwähnten Reise mitten im herbsten Winter war ich fast erfroren. Der Winter 1808—1809 war ausserordentlich streng und die Wege jener Gegenden gehörten damals zu Wunderwerken der Schlechtigkeit. Doch die liebende und innigst geliebte Mutter wünschte den Erstgeborenen noch einmal zu sehen, weil sie fühlte, dass ihre kranke Brust nicht länger aushalten wollte. Nie werde ich die traulichen Gespräche vor ihrer Krankenbette vergessen, eine solche Resignation im Willen des Ewigen habe ich nirgends gefunden, und die Ruhe, mit welcher sie der bald bevorstehenden Auflösung gedachte, machte auf mich einen Eindruck, der in so weit sich immer gleich geblieben ist, dass ich für meine eigene Person nie den Tod gefürchtet habe und nie fürchten werde. Auch ist der Augenblick mir unver-

gesslich, da ich mich aus den kramphaften Umarmungen der todtkranken Mutter winden musste, fest davon überzeugt, dass ich sie nie in diesem Leben so wiedersehen würde. Vierzehn Tage nach meiner Abreise schied sie von hier. War sie nicht rein, wie eine Irdische es sein kann, so gehört die Reinheit nicht dieser Erde.

Die schmerzliche Nachricht war ja nicht unerwartet, aber wirkte doch tief erschütternd, doch ist es ein von den vielen Vortheilen der Jugend, dass die Wunden weit leichter heilen als in den reiferen Jahren. Ein halbes Jahr nach ihrem Ableben besuchte ich dieselbe Stätte wo sie gelebt, gelitten und geendet hatte, und sah damals die Sache in einem helleren Lichte; erst spätere Leiden haben mir diesen herben Verlust näher am Herzen gelegt. Auch kam dazu, dass ich in jener Periode ganz versessen darauf war Fähnrich oder Lieutenant zu werden. Es war eine Zeit des Paradirens, Exercirens u.dgl. Täglich hatte man die jungen Herrn Offiziere vor Augen, und das anscheinend freie Soldaterleben stand in allzu starker Contrast zum Tragen des Joches, dem ich unterworfen war, um nicht die immergepflegten Emancipationsideen aufs neue zu erwecken. Der Plan war nahe dabei realisiert zu werden, aber es gelang einem alten Offizier und Freund meines Vaters durch seine Vorstellungen mir das Militärwesen zu verleiden. Wäre ich damals im Militäirdienste eingetreten, so lässt es sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussetzen, dass ich jetzt, wenn alles gut abgelaufen wäre, Capitain bei einer entlegenden Abtheilung auf dem Lande sein musste, wenn ich sonst schon nicht mit Wartegeld abgespeist wäre, denn zum Todtschiessen kam es bekanntlich nicht.

Der erwähnte letztere Besuch in der Heimath um der Confirmation der einzigen Schwester beizuwohnen, setzte wiederum mein leichtempfindliches Herz in Contribution. Diesmal war das Gefühl gegenseitig. Sie und ich waren von einem Alter, und wir verstanden uns sehr gut durch Augensprache und Händedrucke. Weiter kam es nicht, aber die Erinnerung dieses sanften, lieblichen, aber doch späterhin unverheirathet gebliebenen Mädchens begleitete mich noch lange nachdem ich von ihr geschieden.

Das letzte Jahr vor der Dimission war ich wirklich fleissig aus Furcht, dass der alte Griesgram, der Rector, mir den ersehnten Heraustritt aus der Schule verweigern möchte. Die heissersehnte Stunde schlug endlich, wo ich als Dimitand im Vaterhause ankam, um nach kurzem Aufenthalt daselbst die weite Reise nach Copenhagen anzutreten.

Es war fortwährend Krieg und zur See waren wir von Dänemark abgeschnitten, allein durch den Frieden zu Jönköping das Jahr vorher war der Weg über Land durch Sweden offen. In jedweder Hinsicht nur mittelmässig ausgerüstet sagte ich der Heimath Lebewohl und schlich der überall beschossenen Küste entlang zurück nach Christianssand, wo der erste Anblick, der meiner wartete, war eine ganze Flotte von gegen fünfzig Kauffartheischiffen aus den Ostseehafen, die so eben einer englischen Convoi entnommen und daselbst eingebracht waren.

Einer früheren Verabredung zufolge sollte ich die Reise durch Sweden gemeinschaftlich mit zwei andern jungen Leuten machen, wovon der eine die ganze Schulzeit hindurch mein intimer Freund gewesen; die waren aber schon vor zwei Tagen abgereist, und die Hoffnung sie einzuholen beruhte darauf, dass sie den weiten Umweg über Christiania machen wollte. Der Rector, dem mein lebhaftes Temperament immer ein Anstoss gewesen, gab mir doch immer ein gutes Zeugniß mit, sonst war der Abschied frostig genug. Doch das war uns einerlei, ich fühlte mich frei und sollte niegesehene Gegenden durchreisen, und also, Vorwärts, allons, hinaus in die weite Welt.

III. DIE ERSTEN JAHRE DES STUDENTEN

An einem schönen September Sonntage bestieg ich den Gaul, der mich nach der ersten Station tragen sollte; der Skiutsjunge war voraus gelaufen, und somit waren ich und der Vierfüssige allein. Nachdem wir ziemlich gut einverstanden eine Viertelmeile zurückgelegt hatten, wurde die Bestie störrig und war gar nicht dazu zu bewegen eine klappernde Mühle vorbei zu passiren. Ich stieg daher ab und versuchte mit Gutem das Vieh dazu zu bewegen. Aber es wollte nun einmal nicht, liess mich den Zaum behalten und rannte nach der Stadt zurück. Doch wälzte es sich ein bischen, so dass die Sattelgurte sprang, und ich auf der Weise den Sattel mit meinem dazu angeschnallten Mantel erhielt. Ich übergab den Bewohnern eines Hauses in der Nähe den Sattel und begab mich mit dem Mantel unter dem Arm und die Reitgerte in der Hand zu Fuss weiter und kam ermattet und tiefend von Schweiss in einer sengenden Hitze bei den fünf starke Viertelmeilen entfernten Station an, wo ich obendrein das Vergnügen hatte den heulenden Skiutsjungen beschwichtigen zu müssen.

Das eben Erzählte konnte ja wohl als ein böses Omen für die weitere Reise gelten, aber es ging nacher wohl gut, und wiewohl der erwähnte Unfall die Reise fast um einen ganzen Tag verspätete, traf ich doch denselben Abend in Moss ein, wo die Mitreisenden aus Christiania daselbst angekommen waren.

Es mag hier die Bemerkung eine Stelle finden, dass man in dem südlichen Norwegen immer von Ostland und Westland sprechen hört. Das Land gegen Osten ist das Paradies oder das Morgenland, wo Milch und Honig fliessen, gegen welches das arme Oberland

(das Stift Christiansand) nichts bedeutet. Wenigstens ist (oder vielleicht mehr war) dies ein ziemlich allgemeiner Glauben auf beiden Seiten des Meerbusen von Christiania. Einmal wie ich in Copenhagen mich der Redensart Ostland und Westland bediente, fragte man mir lachend ob wir bei uns ein Orient und ein Occident hätten.

Der Hauptunterschied, der mir damals angenehm auffiel war, dass ich nicht den ganzen Weg reiten brauchte, sondern auf einem Karren mit einem angenagelten Brette die holprichte Strasse durchhüpfen konnte. Von Moss wo wir drei junge Leute voll von Lachlust beisammen waren, flogen Berge, Wälder und Höfe vorbei, und in ein paar Tagen kamen wir in Gothenburg an, wo wir uns ein bischen umzusehen gedacht hatten.

Es war während die Continentalsperre, und Gothenburg war daher, weil Schwedens politische Verhältnisse den Handel mit England verstatteten, ausserordentlich lebhaft, während der Ostsee sonst für sie geschlossen war. Auch war der Ueberfluss besonders Engländer und allerlei Juden ausserordentlich gross. Die Stadt ist wie bekannt schön gebaut, und da ich damals was schöneres nie gesehen hatte, habe ich eine Erinnerung von dieser Stadt behalten, der den Wunsch bei mir rege machte, als ich mit dem Dampschiff neun und zwanzig Jahre später daselbst ankam, die Stadt wiederum zu sehen, was jedoch eine durch Sturm verspätete Ankunft daselbst nicht erlaubte. Sonst gaben uns die Gleichheiten und Ungleichheiten der Sprache vielen Stoff zum Lachen. In Gothenborg glaubten wir von Jüdtländer sprechen zu hören, während es sich um Juden handelte, was an Holberg erinnert, wo eine Klatschschwester *les juifs*, die Juden, *Jyderne* übersetzt. Späterhin im südlichen Schweden, wo man gleich von Copenhagen hört, sprach man von den Spektaklen (Schauspielen) die wir zu sehen bekommen sollten, während wir an den Spektaklen, die wie bisher gemacht hatten, dachten. Endlich waren wir am Sunde, brachten eine Nacht in Helsingör zu und rollten an einem trüben regnichten Herbstabend durch die Thore Copenhagens. —

Der Ortsinn ist immer rege bei mir gewesen, so dass ich sogleich in grossen Städten, die ich nie vorher gesehen, mich sogleich zu recht zu finden wusste. Der erste Abend in Copenhagen fand ich ohne Wegweiser einen ehemaligen Schulfreund nur dadurch, dass ich seine Adresse kannte und zufälligerweise auf der Fahrt vom Thor her den ziemlich weit entfernten Platz nennen hörte, wo er wohnte. Das Umherstreifen wurde noch einige Tage fortgesetzt, bevor der Examen artium den Anfang nam. Wir waren dann Studenten und als etwas

kaum glaubiges mag das jetzt lauten, dass wir Norweger im Ganzen sechzehn ausmachten, während jetzt wenigstens vor wenigen Jahren her wohl Hundert das Jahr immatriculirt bleiben.

Des Lesens war ich überdrüssig, aber die Spektaklen (im Doppelsinn) waren da und damit Beschäftigung genug. Die gewöhnliche Tagesordnung war nach der dünnen Mittagssuppe ein Vesperbrod beim Conditor einzunehmen, dann in die Comedie zu gehen, und den nächsten Tag über eine empfindsame Kotzebuiade oder dgl. nachzuträumen. Die Collegien wurden vernachlässigt, und im Griechischen war ich auch so entsetzlich schlecht vorbereitet, dass es unmöglich war mit Platon oder Aristophanes fertig zu werden. Sonst ging der Winter ruhig vorüber. In Schlemmerei lebten wir nicht, denn die Copenhagener Essweise bei den sogenannten „geschlossenen Tischen“ hat wenig von dem Substantiellen aufzuweisen, was jedoch dem Norwegischen Magen am meisten zusagt. Das Sommerleben war noch weniger nach meinem Geschmack, denn da waren alle Esswaren wo möglich noch dünner und spärlicher; dabei keine Comedien, wenige Collegien und Studenten-Exercitii, wodurch der Appetit nach Speisewaren ungemein geschärft wurde. Mit den Studien ging es nicht vorwärts, aber eine gewisse Blödigkeit hielt mich von vielen Verirrungen ab, und ans Darben war es noch nicht gekommen.

Allein die Geissel sollte nicht ausbleiben. Meine Einkünfte waren immer sehr gering gewesen, und es schien, dass man in Norwegen vergass, dass die Thaler mit jedem Tage dem Werthe des Schillings gleichkamen, was sie auch später in dem Masse erreichten, dass ein Species in Silber 165 Thaler dänisch Cour. gleich war. Was mir zuffloss reichte daher nicht zu. Erstens musste alles abgesprochen werden, was zum Luxus oder Vergnügen sich anreihen liess, und nachher ging es auf wirkliche Bedürfnisse ein. Das Geld ward allmählich schlechter und am Ende versiegte die Quelle gänzlich. Der Winter zwischen 1811—1812 war ziemlich milde, denn wir hatten ein Cometenjahr gehabt (wie sie es in den Weinländern nennen), doch gegen das Frühjahr wehte ein Hauch des Eises über die Stadt. Ich hatte weder Holz noch Essen, ich wohnte in einer entlegenen Strasse bei einem Schiffer, dessen Kinder ich etwas lehrte, damit er mir die Hausmiethe credirte und mir jeden Abend ein Stück Butterbrod und ein Glas Bier gab, und dies war alles was ich den ganzen Tag genoss. Alles war so abgetragen, dass ich nie ausgehen konnte, aber solange etwas zu verpfanden oder an die Juden gegen Spottgeld zu verkaufen war, besuchte ich das Theater, was mich mehr als einmal mit dem

Schicksal aussöhnte. Jedoch kann ich nicht an jene Lebensperiode zurückdenken, wo ich jung und lebensfroh den herbsten Entberungen ausgesetzt war, ohne die Manen der seligen Mutter anzubeten, denn die Erinnerung an sie, und ein gewisser Stolz, fern von Uebermuth, der mich nie verlassen hat, hielten mich aufrecht und schützten mich vor Verderben.

Im Mai wurde ich so weit geholfen, dass ich eine leidliche Garderobe bekam, und an eine Veränderung des Bestehenden denken konnte, und als mir eine Hauslehrerstelle bei einem Landprediger auf Seeland in der Gegend von Sorø angetragen wurde, nahm ich sie ohne Anstand an.

IV. LANDLEBEN

Ich war jetzt der eigentlichen Dürftigkeit entrissen, aber die Aussichten ein Brodstudium zu betreiben waren dabei noch mehr entfernt. Die Umgebungen waren übrigens nicht von allerangenehmster Natur, der Pfarrer selbst, ein schlichter recht instruirter Mann, die Frau ein bitterböses, stockdürres doch gar nicht unfruchtbares Frauenzimmer, denn ein Segen von neun Kindern war schon da, und darunter fünf ungezogene Buben, und ein nicht viel besseres Mädchen, welche meiner Pflege zu Teil wurden; zwei Töchter waren noch ganz klein, und die älteste schon erwachsene Tochter, von der gar bald die Rede sein wird, wagte man wohl nicht dem jungen Ludimagister anzuvertrauen, obgleich sie selbst wünschte das, was sie von der deutschen Sprache konnte, weiter auszubilden.

In der ersten Zeit lebte ich ganz in den Tag hinein, und war besonders emsig dabei mich für den langen Posten schadlos zu halten. Es kamen Besuche aus der Hauptstadt und ein Artillerieoffizier ward für einige Wochen bei dem Pfarrer in Quartier gelegt. Im Hause gab es ein ziemlich gute Auswahl von älteren deutschen und französischen Schriftstellern und eine italienische Grammatik gab mir auch einige Beschäftigung.

Das Courmachen des erwähnten Offiziers öffnete mir die Augen über die Gefühle die mir *Elise*, die älteste Tochter des Hauses, eingebläst hatte. Meine Schüchternheit und scheue Eifersucht gegen sie musste vielleicht dem siebzehnjährigen Mädchen über das, was sie für mich war, belehrt haben, denn was ich von der Art in einer noch früheren Jugend erfahren hatte, war für mich genug um zu erkennen, dass sie, wenn sie nicht liebte, mir doch herzlich gut war. Es war mitten im Sommer, der Offizier zog mit seinem Commando nach

einer andern Stelle ab, die besuchenden Frauen aus der Hauptstadt waren früher zurückgekehrt, und nun trat die gewöhnliche Stille im Hause ein.

Die Tage glichen ziemlich einander, beim Mittagmale und beim Caffé im Garten auf einer kleinen aufgeworfenen Erdschicht, wo man wie ich glaube fünfzehn Kirchen oder so was erblicken konnte, sah ich sie, und von fünf Uhr des Nachmittags gehörte die Zeit mir selbst. Ich suchte sie auf und was sich sucht, das findet sich bald. Auf den unschuldigen Abendspaziergänge in den Garten und auch wohl in der nächsten vorzüglich von Ackerfeld, Düngerhaufen und Torfmooren bestehend, die Priesterwohnung umgebenden Strecke schwanden wonnige Stunden, wo ich ihr von Bürgers Leonore oder von Mathisons lieblichen Naturgemälden sprach. Das Zwielicht versammelte die älteren Mitglieder der Familie zum Thee und Abendgespräch, und über zehn Uhr wurde die Unterredung niemals ausgedehnt.

Meine mit jedem Tag zunehmende Liebe raubte mir den Schlaf; noch kannte ich Werther nicht, der späterhin einen tiefen Eindruck auf mich machte, damals aber war ich schon aus der Schutzweite, denn wer kann sonst wissen was geschehen wäre. Die Natur hat mich der Schlaflosigkeit preisgegeben, ein Übel, das mich viele entsetzliche Stunden und Nächte gekostet hat, und zu jener Zeit mich der sogenannten clairvoyance übergab, denn ich konnte fast nie schlafen, und nur neunzehn Jahre alt durchwachte ich die Nächte und schlief nur gegen den Morgen, wenn die Landleute zur Feldarbeit gingen auf Augenblicken ein. Ich hatte recht Gelegenheit die Verschiedenheit der Sommernächte in Dänmark gegen die des Vaterlandes zu wahrnehmen. Dasselbst die erhabene Natur mit dem brausenden Meere und den rauschenden Gewässern, und hier in der Ebene der gellende Ruf der einsamen Unken aus den Teichen und das ewige Hundegebell, das von Abend bis Morgen fortfährt. Auch ist die Nacht weit finsterner als zwischen den Klippen und am Meere, doch besitzt alles eine gewisse Sanftheit, die in der leidenschaftlichen Natur selbst die Leidenschaft bezwingt, da dieselbe in der Natur keinen Anklang findet. Es gab keinen Wald in der Nähe, wiewohl die Gegend im Ganzen sehr reich an herrlichen Buchenwälder ist. So war es ein Festtag, wenn wir mitunter nach einem Walde fuhren, um uns da zu lagern, aber wenn der Nachtthau dann sich einfand, so bekam die Mama Uebelkeiten, und ein Händedruck war das Höchste, was im Walde zu erübrigen war.

Waren es die Händedrucke oder eine aufgefangene Augenwechsel, es wurde allmählich die Rede davon, dass Elise einen Theil des künftigen Winters in der Hauptstadt zubringen sollte. Dass diese Trennung vor sich gehen wurde, war mir sogleich einleuchtend, und an einem düstern Herbstnachmittage, wo die Eltern noch zu Mittag schliefen, kam es zu Worten. Wir wussten beide vorher, dass wir uns liebten, und die Worte dienten nur dazu uns gegenseitig zu überweisen, dass von nichts anders als von einer Seelenverbindung die Rede sein konnte. Ich musste zurückbleiben, bis die Sachen anders standen, und sie reiste denn im Spätherbste ab ohne weitere Abrede von dem Wiedersehen.

Ihr süßes Auge leuchtete mir nicht mehr wie der Nachtstern im Finstern, die einigemal geküssten Corallippen lächelten und flüsterten mir nicht mehr zu, und ich befand mich in einer Einöde versetzt. Die schon lange gepflegte Lust zum Theater fing an sich geltend zu machen, und durch wiederholte Reisen nach Copenhagen suchte ich dieses Anliegen zu betreiben. Ich sah sie dort wieder in den fremden Umgebungen, und obschon ich im Laufe des Sommers die Bekanntschaft ihrer Tante gemacht hatte, und diese mich jezt sehr gütig aufnahm, war an das Frühere zu denken nicht möglich. Übrigens machte ich Proben bei dem Veteranen Rosing, der mir aber mit seinem scharfen Kennerblicke bald sagte, dass ich durchaus nicht für die verliebten Helde, die ich am meisten liebte — war ich denn nicht selber verliebter Held — passte, dass er aber gewiss glaubte, dass ich für stark prononzierte Charactere im Lustspiele taugen würde, sowie er auch fand, dass ich eine recht gute Singstimme für die kleineren Opern besass.

Mehrere Male war ich diesen Winter in Copenhagen vorzüglich nur damit beschäftigt die Sache so weit zu fördern, dass ich den künftigen Winter die Scene betreten konnte. Wurde auch die Idee selbst nicht realisirt, so wurde ich doch dadurch in ganz neue und angenehme Verhältnisse gebracht, die bei mir den festen Entschluss hervorriefen für immer in Dänmark zu bleiben, denn in Copenhagen dachte man wohl damals am Wenigsten von allen an die Trennung Norwegens, und ich kann sein noch weniger als die andern. Der Aufenthalt auf dem Lande wurde mir zuwider, und es war nur der Gedanke, dass sie gegen das Frühjahr die Stadt verlassen sollte, und dass noch einige süße Wochen in den Maitagen gelebt werden konnten, der mich bewog meine Stelle nicht sogleich aufzugeben. Ich setzte demnach freilich ohne Plan die Sprachstudien fort, versuch einige

Kleinigkeiten zu schreiben, machte die erste Bekanntschaft mit Göthe und Schiller, und sah mit Sehnsucht dem Ende des Winters entgegen. Endlich sangen die Lerchen, und die Geliebte war wieder da.

Es musste wohl vergebens sein, wenn die Haare schon gesprekelt sind, den wonnigen Schmerz einer Liebe zu schildern, die nur die Zeit weniger Wochen, die bald zu Tagen und zuletzt zu Stunden werden, für sich hat, bis der letzte gefürchtete Augenblick da ist. Die Trennung von einigen Monaten hatte uns beide gereift, jung wie sie war, sah sie doch ein, dass das Scheiden unvermeidlich war, obwohl sie in Thränen zerflossen unzählige Mahl wünschte, dass wir uns nie gefunden hätten. Man liess uns in Ruhe, der Vater ging seinen Geschäften nach, und die Mutter kränkelte, da ihr eine abermalige Niederkunft bevorstand. So machten wir, nur begleitet von einer alten tauben Muhme, Ausflüchte nach Sorø, und plauderten und koseten ungestört zu Hause. Eines Nachmittags, da wir weinend von der Scheidung sprachen, fasste ich auf einmal bei mir den Entschluss noch in der Nacht abzureisen, um den künftigen Tag im Städtchen Ringsted die Post anzutreffen und damit nach Copenhagen zu gehen. Ich machte unverzüglich die Vorbereitung dazu, miethete einen Bauernwagen und packten meine wenige Habseligkeiten ein. Ich machte den Eltern nun mit meinem Entschluss bekannt, sie aber liess sich nicht sehen, und kam erst mit verweinten Augen zum Abendtische. Die Mutter war krank und der Vater, der immer sehr früh aufstand, ging zeitig zur Ruhe, nachdem wir freundschaftlich Abschied genommen und das gegenseitige Versprechen ausgetauscht hatten uns bald in der Hauptstadt wiederzusehen. Schluchzend fielen sie und ich uns in die Arme, und brachten noch ein paar selig schmerzliche Stunden mit einander zu. Ihr gaukelte eine ferne Zukunft vor, wo wir für unsere Liebe leben würden, mir war es wie bei dem Abschiede von der seligen Mutter, wie verschieden auch die Verhältnisse waren, klar, dass ein Wiedersehen nie kommen würde. Ich bekam ihr Profil, das ich viele Jahre bewahrte und auch noch jetzt besitzen möchte. Ich habe später aus Liebe und nur aus Liebe geheirathet und an meiner Frau mit treuer Anhänglichkeit mehr als zwanzig Jahre gehängt, und ich werde sie bis meinem letzten Hauche lieben und verehren, aber *die* tiefe Wunde, die jener Verlust meinem Herzen schlug, ist, obwohl geheilt, doch zu einer wonnigen Minne geworden, die immer ihr Bild in einer gewissen Glorie meiner Phantasie vorführt. Ich weiss recht wohl, dass sie schon lange als verheirathete Frau in Holstein lebt, aber es ist mir doch unmöglich sie anders zu denken, als

das jugendlich tief betrübtte Wesen, das sich aus meinen Armen wand. Möge ihr Loos ein glückliches gewesen! Sechs und zwanzig Jahr später reiste ich mit Frau und zwei Töchter, wovon die eine ihren Namen trägt, durch Seeland, und liess geflissentlich in Sorø anhalten, um die Plätze aufzusuchen, wo wir zusammen gewandelt hatten. Tief bewegt ging ich davon, es war mir als ob ich ihr noch einmal Lebewohl sagte. Sie war so sanft, sie war so gut.

V. STADTLIBEN

Träumend kam ich in Copenhagen an, und lebte in der ersten Zeit ganz eingezogen; besonders pflegte ich keinen Umgang mit den Landsleuten weil die meisten von ihnen sich immer eines anmassenden Tons gegen die gefälligen Dänen bedienten. Das Erste, was ich je drucken liess, kam jetzt zum Vorschein, es waren einige nicht ungelungene Uebersetzungen von Mathisons lyrischen Gedichten, die auf dem Lande verfasst waren. Aber die Zeit und die eiserne Klamme der Nothwendigkeit thun vieles; um leben zu können musste ich Informationen suchen, und ich nistete mich ein auf der Regenz bei einem Vetter von *ihr*, der Theologie studirte, aber sehr weltlich gestimmt war, doch sprach ich zu ihm nie von ihr, die mir immer nahe blieb. — Bisweilen besuchte ich den Dichter und Schauspieler Foersom in Lyngby, und er war es, der das meiste dazu beitrug, dass ich die Schauspielergedanken fahren liess. Er wollte zu der Zeit mir die Englische Sprache lieb machen, welche er selbst sehr liebte, auch war er zu der Zeit eifrig beschäftigt mit seiner trefflichen Uebersetzung von Shakespeare, die die Aufgabe seines Lebens war, und wovon schon zwei Theile erschienen waren. Doch mit dem Englischen habe ich mich nimmer recht befreunden können; ich verstehe es gut und schreibe es auch, aber die Aussprache ist steif und widerlich wie die Engländer selbst, die man auch wohl nicht recht schätzen oder würdigen kann anderswo als in ihrer Heimath, denn das fire-side scheint ihnen über Alles zu sein. Auch lernte ich zu der Zeit eine Schauspielerin kennen, die mir zu der Zeit in Copenhagen von den Studirungen zum Theater hinzog; ich sprach mit ihr davon, und sie meinte, dass es was interessantes gegeben haben konnte, wenn ich ein Mitglied des Theaters wurde, und wir so dann ein Paar wurden.

Es war ihr Spass, sie war sechs Jahre älter wie ich und heirathete bald darauf. Sonst war sie mir wie fast alle Frauen um sie der Jugend gut und wohlwollend, obgleich ich nie von der Courtoisie, einer jezt eingeschwärzten, nie aber hier heimisch werdenden Waare etwas verstanden habe.

Durch Rosing wurde ich mit dem alten Pram bekannt, der meinte ich sollte darauf anlegen nach den Colonien zu gehen, wenn erst der Frieden da wäre, dazu war aber damals wenig Aussicht. Wie bekannt ging er selbst später nach Westindien, wo er den Tod fand, und wie es späterhin nichts daraus wurde, dass ich nach Ostindien gehen sollte, werde ich bald kürzlich berühren. Ein zartes Verhältniss von ganz prosaischer Art fesselte mich auch zu jener Zeit einige Wochen. Eine Frau hoch in die dreissig hatte an dem Neuling Geschmack bekommen, und da das Herz dabei unangefochten blieb, war es mir recht lieb, dass sie sich einen Andern auszusuchte, und ich ohne Händeln mit heiler Haut davon kam.

Es war fortwährend Krieg und die Catastrophe bei Leipzig war nahe. Eine gar nicht zu entschuldigende Beleidigung, die ich einem Offizier zufügte, nöthigte mich die Sache durch Säbelhiebe auszugleichen, was jedoch zu der Zeit sehr häufig war, und wurde auf der Art betrieben wie alle andre Rencontres, das heisst, das Duellwesen beschränkte sich zu einigen gegebenen oder empfangenen Hautrissen.

Um andere Zeiten und Umstände abzuwarten beworb ich mich wieder um eine Hauslehrerstelle, die ich auch bald darauf erhielt in einer gräflichen Familie auf Laaland, und damit war das kurze Stadtleben diessmal zu Ende.

VI. DIE LETZEN JAHRE IN DÄNEMARK.

Die Umgebungen waren mir ja ungewohnt und vom Herrnleben wusste ich bis jetzt sehr wenig, aber die Aufgabe, die mir zu Theil wurde zu lösen, war gar nicht schwierig. Die drei jungen Gräflin waren kaum flügge, aber dennoch sollten sie mit dem Grandpapa auf die Jagd gehen um recht etwas tüchtiges zu erlernen, und somit hatte ich gute Tage, lebte in Überfluss und hätte fast nichts zu thun, und noch weniger etwas zu verantworten. Jeden Abend spielten die Jägersmänner L'hombre, und in dem Damenzirkel am Theetische befand ich mich auch nicht recht zuhause. Die Grossmutter Gräfinn aber war eine von den Edeldamen, die man in Dänmark sehr oft antrifft, von erhabener Denkart und durchaus sich in einer ganz andern Sphäre bewegend als das übrige Personale des Hauses. Der Winter brachte viele und wichtige Begebenheiten. Die feindlichen Truppen fielen in Holstein ein, und Norwegen wurde an Schweden abgetreten. Alles war verstimmt und ich, da ich in längerer Zeit nichts von der Heimath gehört hatte, setzte eifrig meine Sprachstudien fort, lernte auch etwas Spanisch, übersetzte den Werther, und liess mehrere kleine Gedichte nacheinander zum Vorschein kommen in der Zeitschrift Athene und in den Zeitungen. Im Sommer 1814, wo in Norwegen sich alles rüstete und die Reichsversammlung zu Eidsvold statt gehabt hatte, war ich in Copenhagen und erlangte eine Schreiberstelle bei dem dänischen Gouvernement zu Tranquebar, eine Anstellung aus der nichts wurde, weil ich selbst auf eigene Kosten mit mehreren andern Beamten erst nach England reisen, und von da auch selbst die Ueberfahrt nach Ostindien bezahlen sollten, wogegen eine halbjährige Lohnung als Vorschuss zu bekommen sei, aber die Summe reichte gar nicht zu, und selbst hatte ich nichts, denn ich hatte zu

sehr den proceptor (aus pro und capio, Vorausnehmer) gemacht, und so viel von der Besoldung erhalten, dass von der Seite nicht mehr zu erwarten war. So kam ich denn mit unverrichteter Sache nach Laaland zurück, und anstatt die Reise nach Ostindien zu machen, ging ich zu einem Freunde auf Falster, und brachte mit ihm einige Zeit daselbst und auf der Nachbarinsel Møen zu. Diese Insel hat man mit einem Gebirgslande vergleichen wollen, was jedoch durchaus ungereimt ist; die Natur ist da ganz dieselbe wie auf den übrigen dänischen Inseln, und namentlich sind die südlichen Theile von Seeland und Fühnen eben so hügelig wie Møen: — das Ganze reduziert sich dann zu dem schroffen zackigen Kreidelfsen dessen Fuss in der Ostsee steht. Allerdings ist dieser Anblick in einem so ebenen Lande erhaben genug, und bei hellem Wetter hat man von dem Klinte, und namentlich von dem sogenannten Königinnstuhl eine weit gedehnte Aussicht, so dass man selbst die Kreidelfsen auf Rügen jenseits der Ostsee deutlich erblicken kann. Als ich einige Jahre später die Sächsische Schweiz in der Nähe von Dresden sah, kam mir Møen in Gedanken, aber was eine Vergleich der Naturformationen angeht, war das niemals der Fall in Norwegen.

Jenes Jahr war in Dänmark ein Jahr des Trauers, was an allen Gesichtern sichtbar war, von dem abgesperrten Norwegen erfuhr man wenigstens da wo ich mich befand nichts Zuverlässiges, und was uns zu Ohren kam war unwahr oder verunstaltet. Endlich wurde alles reif, Prinz Christian kehrte nach Dänmark zurück, Norwegen war definitiv mit Schweden vereinigt, der König von Dänmark ging nach dem Congres in Wien und alles wurde still und lethargisch. Ich für meinen Theil blieb noch in Laaland den Winter um mittlerzeit etwas aus Norwegen nach langem Schweigen zu erfahren, und war bestimmt im März nach Copenhagen zu gehen, als ein ächt laalandisches Koltenfieber mich sechs ganze Wochen im Bette festhielt, so dass ich erst im Mai an Abreise denken konnte. So kam ich denn den ersten Junius in Copenhagen an, wo alles noch jubilirte wegen des Königs Rückkehr aus Wien. Gott weiss welche Ursache die Leute dazu hätten.

In Copenhagen traf ich fast keine Bekannte mehr, ganz wenig Norweger waren noch da, einige Bekannte waren auf dem Lande, noch andere wollte ich nicht fragen, und so geschah es, dass ich mich bald allein fühlte in der mir sonst so wohlbekannten und so theuren Stadt. Briefe aus Norwegen riefen mich nach Hause, ich schiffte mich ein der Zukunft überlassend wie sich die Sachen ferner gestalten möchten. —

VII. DIE ERSTE ZEIT IN NORWEGEN NACH DER RÜCKKEHR.

Nach einer langweiligen Seereise, wo wir von Hitze fast erstickt und aus Mangel an Wasser entsetzlich von Durst gequält wurden, sah ich in einer nebeligen Morgenstunde die starren Küstfelsen des Vaterlandes wieder. Ich sehnte mich der stillen Heimath zu, um in Ruhe dem Vergangenen nachzuhängen, und nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in Christianssand, wo mir nichts zusagte, reiste ich wieder ab, um in möglichster Stille mit dem Vater und der Schwester den übrigen Theil des Sommers und den Winter zu verleben.

Der Jugendmuth war von mir gewichen, und die Kraft, die mich der äussersten Dürftigkeit trotzen machte, war gebrochen. Ohne die Liebeswunde, die noch immer blutete, waren mir mehrere Täuschungen geworden, wie aus dem oben Mitgetheilten begreiflich ist. Die neue Ordnung der Dinge war mir so fremd, und freilich kamen auch Vorurtheile damit im Spiele. Ich lebte still und einsam, arbeitete meine Uebersetzung von Werther um nach einer neuern Ausgabe von Göthe, da das Buch in Dänmark nicht erscheinen durfte, wo ein Verbot in den Zeiten des Guldbergschen Ministeriums dagegen statt gehabt hatte. Übrigens fuhr ich mit Sprachstudien fort, in so weit es sich auf der entlegenen Stelle thun liess, machte ein Paar Reisen nach dem naheliegenden Städtchen Egersund, schoss Vogel, angelte Fische und suchte die Zeit zu tödten so gut wie möglich.

Im Laufe des Winters wurde in Christianssand eine kleine Sammlung Gedichte von mir unter dem Titel Psyche gedruckt. Die Ausgabe war erbarmlich ausstaffirt, auf Löschpapier mit fast unleserlichen Lettern gedruckt und meiner Abwesenheit wegen auf der kläglichsten Weise corrigirt. In der Copenhagener Literaturzeitung wurde die

Kleinigkeit über Erwartung gut geheisst, und das schlechte Äussre als der grösste Uebelstand dabei gerügt. Auch liess ich einige Gedichte zum Vorschein kommen in einer Neujahrssammlung von Schwach in Christiania herausgegeben. Um dieselbe Zeit erhielt ich eine Regierungs-Brevet als Königlich. Translateur in verschiedenen Sprachen.

Als der Winter zu Ende war, beschloss ich, der nie die Idee von einer Rückkehr nach Dänmark aufgegeben und fleissig mit Bekannten daselbst correspondirt hatte, wenigstens für eine Zeit nach Christianssand zu gehen, wohin ich auch meine Schwester begleiten sollte, die den ganzen Winter gekränkelt hatte. In Christianssand gab ich mich damit ab einige Sprachunterricht zu geben, und trieb sonst ein ziemlich munteres Leben mit einigen Offizieren und andern jungen Herrn aus der Stadt. So gerieth ich fürs erste Mal in meinem Leben in Schulden, denn in Copenhagen war wohl die Versuchung dazu stark genug, aber es gebrach gänzlich an Credit um Schulden zu machen. Dieser Umstand brachte mich zu der Ueberzeugung, dass diess Leben aufs Gerathewohl nur zum Schuldenmachen und Verderbniss führen konnte, denn wir spielten Comedie, waren zu Festivitäten eingeladen und trieben allerhand Spasse und lockeren Possen ohne an etwas Anders zu denken. Das für mich Zuträglichste wäre wohl gewesen nach Christiania zu gehen, um auf einer oder andern Weise ein Unterkommen zu suchen und wohl auch die verhassten Brodstudien zu betreiben, dass sollte aber nicht so sein, denn Gott lenkt und der Mensch denkt. — Ich bewarb mich aufs neue um eine Hauslehrerstelle, und kurze Zeit darauf rief mich der Bischoff, der immer ein Freund und Gönner meines Vaters gewesen, zu sich, und machte mir den Antrag eine Stelle der Art bei dem Staatsrathe v. Lövenskiold (der jeztige Statthalter), der damals als Privatmann auf seinem Gute und Eisenwerke Fossum bei Skien lebte, überzunehmen. Die Uebereinkunft kam bald zu Stande, doch sollte nicht die Stelle in einigen Monaten angetreten werden. So blieb ich fortwährend in Christianssand, machte einen Weihnachtsbesuch bei dem Vater und der Schwester, und reisete dann im Februar Monat 1817, als ich eben 24 Jahre alt war, von Christianssand ab, wo ich seit der Zeit nie gewesen, den neuen Verhältnissen entgegen.

VIII. MEINE VERHÄLTNISSE.

Die Zeit, die ich auf Laaland zugebracht hatte in einem sogenannten vornehmen Hause, kam mir jetzt in so fern zu statten, als ich mich dabei nicht genirt fühlte in ähnlichen Verhältnissen zu kommen. Wenn man jung und fremd unter Leuten von höheren Ständen auftreten muss, wird man wohl nicht leicht in dem Falle kommen anmassend zu erscheinen, aber von der scheuen Blödigkeit muss man zur selbigen Zeit sich zu entledigen suchen, und dazu gehört eine gewisse Habitude. Freilich kann das hier Gesagte nicht von der Mehrzahl der jetzigen Jugend in Norwegen gelten, denn von so starken Geistern wie sie sind — oder wenigstens zehn Jahr früher wohl mehr als in diesem Augenblick es waren — kann man in dieser Hinsicht keine Folge thun, denn der Ton, den sie vibriren, kennt weder Blödigkeit, noch Schüchternheit und wohl auch nicht Bescheidenheit anders als von Hörensagen.

Der Herr des Hauses war ein Mann von ungewöhnlicher Bildung; er hatte seine Erziehung in Holstein erhalten und unter andern den berühmten Johan Heinrich Voss zum Lehrer gehabt, doch ganz gewiss ohne von dessen republikanischen Radikalismus im Mindesten angesteckt zu werden, und war ein Edelmann aus ganz anderem Schlage als die gräflichen und freiherrlichen Fuchsjäger, deren Bekanntschaft ich in Laaland gemacht hatte.

Die Hausfrau war eine geborne Gräfin Knuth aus Laaland, ihr Edelsinn, ihre ausgezeichneten Eigenschaften und vor allem eine Herzens- und Seelengüte, die in allen ihren Handlungen obwaltete, machten sie zu einem Gegenstande der Verehrung und der Liebe Aller die sie kannten was sich auch bewährte als sie nur zu früh ins Grab sank. Zufälligerweise kannte ich aus Laaland her die Ge-

genden und Stellen, wo ihre Wiege gestanden und sie die Jugend verlebt hatte, was natürlicherweise für mich als ein ganz Fremder sehr angenehm war, indem sich dabei Berührungspunkte darboten, die sonst nicht da sein konnten. — Der älteste Sohn war auf der Militairakademie in Christiania, und der zweite und dritte (noch nur sechs Jahre alt) waren meine Schüler. Nach ganz kurzer Zeit fühlte ich mich ganz zu Hause in dem gebildeten traulichen Kreise, und eine Ruhe, eine Zufriedenheit, die ich seit Jahren nicht gekannt hatte, wurde mir zu Theil. Im Hause fand sich alles was zu einem comfortablen und genussreichen Leben gehört, und eine obgleich nicht ausgesuchte, so doch immer recht gute Bibliothek von ein Paar tausend Bänden, meist schönwissenschaftliches und historisches Inhalts. Der Umgang ausser dem Hause war zu einigen verwandten Familien, der des sehr gebildeten Predigers des Ortes und wenigen andern beschränkt und ausser dieser Bekanntschaft hatte ich keine einzige andre als die eines jungen Beamten in Skien, mit dessen Familie ich bald nachher in näherer Verbindung gerieth.

Ein Jahr ging so auf der angenehmsten Weise hin, und mittlerweile wurde es beschlossen, dass auch der zweite Sohn des Hauses im Militairdienst eintreten sollte, weshalb er auch nach Christiania reisete, und demnach blieb mir nur der Beruf den jüngeren Bruder, ein Kind von herrlichen Geistesgaben zu unterrichten. Sonst lebte ich für meinen Theil in die Zeit hinein wie sie kam und ging, lass alles was zu bekommen möglich war, schrieb auch etwas, übersetzte Novalis berühmte Dichtung Heinrich von Ofterdingen, und daneben auch eine Kleinigkeit von dem Dichter der damaligen, aber nicht späteren Zeit Clausen, „Mimili“, genannt, welche Uebersetzung in Christiania herauskam, als sich mitten unter diesen gewiss nicht grossartigen Beschäftigungen Ereignisse eintrafen die der Sorglosigkeit ein Ende machten.

Ich verliebte mich nämlich aufs neue und diessmal wurde die Sache mehr ernsthaft, womit das Flattern sein Ende nahm. Ich wurde nämlich versprochen mit der ganz jungen Tochter der Witwe eines Beamten und Schwester des oben erwähnten jungen Mannes. Zwar waren die Aussichten zu einer wirklichen Verbindung sehr entfernt, aber wir waren beide jung ich 25 und sie 18 Jahre. Ein Sommer verstrich wiederum schnell und auf der angenehmsten Weise, da eine nahverwandte Familie zu Fossum in Besuch kam aus Copenhagen, mehrere Monate blieb und erst gegen den Herbst zurückkehrte. Das gewöhnliche etwas stillere, aber anmuthige Leben trat wieder ein, mit

Sehnsucht sah man dem Weinachten entgegen, wo die Söhne auf einen Besuch aus Christiania erwartet wurden, und wo man sich neue Freuden verhiess. Endlich war es Zeit und die geliebten Söhne kamen an. Zwar war die Mutter in weit fortgerücktem gesegneten Zustand, aber doch bei guter Gesundheit, so dass keine Ursache zum Besorgniss da war, wie auch die Feiertage in Lust und Freude hingingen.

Unerwartet aber und um desto schrecklicher traf der Schlag. Das erwartete Kind hatte die Welt gesehen, einige Tage vergingen, die Söhne kehrten nach Christiania zurück, und an eben demselben Tage wie sie abgereist waren, trat ein beunruhigendes Milchfieber ein, und drei Tage später war die Wöchnerinn nicht mehr.

Kummer und Schmerz sind unzertrennliche Gefährte des menschlichen Lebens; doch giebt es Drangsale auf die man vorausbereitet sein kann und muss, aber mitten im fröhlichen Leben, wo der Nachklang kaum erlebter Freuden noch wiederhallt, den dargereichten herben Kelch leeren zu müssen, das ist für den kurzsichtigen Menschen des Unglücks höchster Gipfel. Was die Entschlafene gewesen war, zeigte sich am besten als sie nicht mehr war. Von dem unaussprechlichen Schmerze des liebenden Gatten will ich nicht reden, die anwesenden Kinder waren noch zu klein um das Geschehene zu begreifen; aber die Verwandten, die Besuchenden, die Bauern, die Dienstleute, ihre Trauer ist nicht zu schildern. In den öden Hallen und weiten Räumen des prächtigen Hauses, das für sie und recht eigentlich für sie erbaut war, hörte man nichts als Schluchzen, laute Wehklagen und leises Wimmern, ja selbst die rohen Männer am Hochofen, die Schmiede, die Tag und Nacht das glühende Eisen bearbeiteten, zerflossen in Thränen ob der guten Mutter, der reichen Spenderinn milder Gaben, der Waisen und Hülfebedürftigen sichere Helferinn. Ein Leichenbegängniss wie der ihrige acht Tage später habe ich nie gesehen, alle wollten noch die geliebten erstarrten Züge zum letzten Male sehen, und das glaub ich fast, dass des Himmels bester Friede stets das stille Gewölbe umschweben muss, wo ihre sterblichen Reste ruhen.

Das gemütlich fröhliche Haus war verwaist; der zurückgebliebene Gatte lebte nur für seinen Schmerz, für das Andenken an Sie; erscrieb die Geschichte ihrer kurzen Krankheit, und Brief und Brief an ihre Mutter, die jetzt wiederzusehen fast sein einziger Wunsch war. Ich war immer um ihn und mit ihm, der Unterricht war fast ganz aufgehört, und nur bisweilen konnte ich auf ein Paar Stunden einige Erheiterung bei meiner Verlobten suchen. Dies traurige Ereignis machte mich

auch einsehen, dass ohne Zweifel eine Veränderung in dem Hause wo ich lebte statt finden musste, und das Band, das mich jetzt an ein geliebtes Wesen fesselte, mahnte mich stets daran, etwas für sie und für unsere gemeinschaftliche Zukunft vorzunehmen, und zu dem Ende eine Reise nach Christiania zu machen, um zu erfahren ob wohl nicht irgend eine Anstellung zu erlangen wäre.

Doch kam es nicht so, denn der Staatsrath hatte auf der zuvor angedeuteten Weise ein eingeschlossenes Leben den ganzen Winter hindurch geführt, was ihm verschiedene Uebel zugezogen hatte, und ein Arzt in Copenhagen, an dem er ein unbedingtes Vertrauen setzte, rieth ihm eine Badereise, und namentlich nach Carlsbad an, und so wurde der Entschluss gefasst, sobald die Jahreszeit es erlaubte, abzureisen. Die beiden ältesten Söhne kamen noch im Frühling auf einen Besuch im Vaterhause an, reiseten aber bald nach Christiania zurück; der jüngst gebohrne Sohn sollte in der Heimath verbleiben, zwei Söhne aber und die einzige Tochter, die leider auch früh dieser Welt entrissen wurde, sollten dem Vater folgen. Auch von mir wollte er sich nicht trennen, und so wurde mir das unverhoffte Loos eine Reise nach Deutschland und vielleicht weiter mitzumachen zutheil. Wäre ich jetzt ungebunden gewesen, so hätte wohl meine Entzückung über die Reise keine Gränzen gekannt, nun aber handelte es sich auch darum mein Mädchen zu verlassen. Doch war die Wahl ja nicht schwer, und der Gleichmuth meines noch so jungen Mädchens, ein Gleichmuth, der sich späterhin in Zeiten der Prüfung bewährt hat, erleichterte mir ungemein einen Abschied, der ja nicht ein trost- und hoffnungsloser war.

Das Gut der Schwiegereltern des Staatsraths, Lilliendal, liegt nahe bei dem Städtchen Vordingborg auf der südlichen Seite von Seeland, und dahin sollten wir zur See abreisen, um nach einem kurzen Aufenthalt daselbst nach Deutschland herüberzuschiffen. Ein Bruder des Staatsraths, der einige Jahre später wegen seiner zerrütteten Gesundheit nach Frankreich ging und daselbst in Montpellier starb, war damals Amtsmann in Fühnen, und er sollte uns in Seeland zustossen um die Reise mit zu machen; der älteste von den kleinen Söhnen, ich und ein Bedienter sollten mit sein, während die zwei andern Kinder in Dänmark zurückbleiben sollten. Ein Schiff wurde gemiethet und mitten im Maj 1819 reiseten wir ab. —

IX. EIN JAHR IM AUSLANDE.

Nachdem in Langesund der Anker gelichtet war, waren wir nach einer stürmischen Nacht am nächsten Morgen schon vier Meilen jenseits Skagen und glitten nachher von sanften Wellen geschaukelt der Küste entlang durch den Belt und zwischen den kleinen Inseln, Laaland und der Rhede bei Vordingborg, worauf wir gleich uns auf dem Herrnsitze Liliendal befanden. Die Wohnung war ein weisses ländliches Gebäude mitten in einem anmuthsvollen Park liegend, der von kleinen Canalen durchgeschnitten war, ein ungemein lieblicher Aufenthalt wo es fast unmöglich wäre sich nicht wohl zu finden.

Der Herr des Hauses, schon damals ein bejahrter Mann, lebt noch (1841)* als rüstiger fast neunzigjähriger Greis in Copenhagen, wo ich ihn viele Jahre später frisch und noch lebensfroh antraf, war ein wahrer Biedermann, obgleich etwas Brumbass; die Frau Gräfin aber (sie lebt schon lange nicht mehr) war das Ebenbild der vorausgegangenen Tochter, sanft wie sie, zeigte sie noch bei zunehmenden Jahren Reste einer seltenen Schönheit. Ich weiss nicht ob ihr jemals die selige Tochter etwas mich betreffend ihr geschrieben haben könnte, denn sie zeigte mir vom ersten Tage an so viele Güte und Zutrauen, dass ich sie gleich lieben musste. Die wenigen Tage vor der Abreise nach Deutschland verstrichen daher auf der angenehmsten Weise. Auch machten wir einen kleinen Ausflug nach dem Grafensitze Holsteinburg, wo die Gräfin die Muhme des Staatsraths war. Diese alten Burgen, die so häufig in Dänmark sind, haben für die Phantasie etwas tief Erregendes, was andre grosse Architektonische Werke von späterem Ursprunge nie erreichen. Jene Burg ist ein regelmässiges

*) Er ist später neunzig Jahre alt gestorben.

Viereck, der eine Flügel ist die Kirche des benachbarten Sprengels, und die andern drei zwei Stockwerke hohe Flügel machen die Wohnung aus. Breite Corridoren mit eichenen Treppen so gedehnt und fast ohne Abfall, dass man fast hinauffahren konnte, umgeben die altmodischen hohen tiefen und daher dunkelen Zimmer mit vielen zum Theil werthvollen Gemälden, grosse in der Wand gemauerte Spiegel und Himmelbetten eben so breit wie lang. Das Schloss stiess auf der einen Seite hart ans Belt und ein Bassin desselben von kleinen, grünen fast wie schwimmend aussehenden Inseln umgeben, so dass man gar nicht die unmittelbare Verbindung mit dem wilden Belte und dem entfernten Meere erblickt oder kaum ahndet. Auch von aussen betrachtet macht das Gebäude mit seinem vier Eckthürmen eine imposante Wirkung. Kurz nach dieser kleinen Ausfahrt kam der Bruder des Staatsraths aus Fühnen an, und in der Mitte des Junius reiseten wir ab auf einer kleinen dänischen Jacht, die uns über die Ostsee nach Rostock bringen sollte.

Ein Paar langweilige Tage lavirten wir in den mir von früherer Zeit her wohlbekanntem Gewässern zwischen den Inseln Seeland, Falster und Møen, und als wir endlich eines Abends in die offene Ostsee herausgekommen waren, bekamen wir in der Nacht ein Gewitter so schrecklich, dass ich nicht erinnere etwas ähnliches der Art je erlebt zu haben.

Nicht der Rollen des Donners, sondern ein ohrerschmetterndes fast unaufhörliches Geprassel als wie hunderttausend Musketten auf einmal entladen wurden unter Schwefelgeruch und rothblaues zitterndes Licht von den sich kreuzenden Blitzen, die die sonst rabenschwarze Juniusnacht erleuchteten und jeder Minute zischend in den Fluten heruntertauchten. — Der Schiffer, ein Bauer aus Ærø liess die ausgespannten Segel ruhig stehen, weil seinem Köhlerglauben nach der Luftzug nichts dabei thäte, und weil der Blitz nur dann Schaden machte, wenn er vom Meere recochetirend den Schiffsboden durchboren konnte, und das meinte er wäre ja nicht vorzubeugen. Doch die ersten Strahlen der Morgensonne machten dem Gewitter ein Ende, ein rascher Windhauch kam aus Norden, und nach wenigen Stunden waren wir in Rostocks Vorhafen, Warnemünde, wo ich zum ersten Male den Fuss auf deutschen Boden setzte.

Es wurde zu weit führen, und es ist auch mein Zweck nicht hier die Bilder alle vorzuführen, die mir in dem schönen warmen Sommer 1819 auf Deutschlands Fluren und in seinen herrlichen Gauen vorbeiflogen; dies und jenes ist mir wohl auch nicht mehr gegenwärtig,

und daher werde ich mich am Meisten zu dem Einzelnen halten, wo mich Etwas mehr als gewöhnlich angesprochen hat, und das Übrige in kurzen Umrissen auffassen.

In Rostock braut man treffliches Bier, sonst besitzt die Stadt nicht viele Merkwürdigkeiten, es sollte denn sein, dass Hugo Grotius daselbst begraben ist. Auch ist nicht viel zu erzählen von den Meklenburger und Brandenburger sogenannten Sand-Chausséen, die die erste Strecke des Weges viele Meilen fortfahren; vielleicht sind wohl jezt ordentliche Wege da. Die gesammten Landschaften sind durchaus sandig und mit verkrüppelten Tannen und Fichten bewachsen; doch mögen sie für den Strategiker mehr Interesse haben, weil mehrere Gefechte oder wohl gar Schlachten daselbst statt gehabt haben, wie z. B. bei Wittstock in dem letzten Kriege, und früher unter den sogenannten grossen Kurfürsten bei Fehrbellin, wo auch deshalb ein Monument errichtet ist. Sand und ewig Sand, und mitten in dieser grossen Sandbüchse liegt Norddeutschlands erste Stadt, Berlin.

Was ist nicht alles vor jener Zeit und später über Berlin geschrieben mit den breiten meilenlangen Strassen, pallastähnlichen Gebäuden, prächtig uniformirten Soldaten und ausgestattet mit allem was zu einem vornehmen grossstädtischen Leben gehört und daselbst in Hülle und Fülle zu haben ist. Auch sind nicht Tage ja genug um etwas zu sehen wenigstens im Fluge, aber die Zeit wird zu kurz um das Gesehne zu würdigen. Von Allem, und das war wirklich viel, was ich sah in Berlin, gab es fast keinen Gegenstand, der mir mehr zusagte als das Marmormausoleum der verewigten Königin Louise in Charlottenburg. Wenn man das einfache liegende Marmorbild betrachtet, bewegen sich die Lippen wie von selbst zu den bekannten Körnerschen Worten: „Du schläfst so sanft, die milden Züge ruhen“ etc. Da fand die hart geprüfte Königin die Ruhe mitten unter den Drangsalen ihres Volkes; doch sollte sie nicht erleben eine bessere Zeit für Preussen, wo Victoria wiederum auf dem Brandenburger Thore die stolzen Rosse lenkend fährt und durch die berühmte herrliche Strasse „unter den Linden“ nach dem Schlosse hinaufschaut. — Ein Blick vom Thurme des Doms zeigt einem wie endlos bar die Umgegend ist, Sand und nichts als Sand, die Hasenscheide, Spandau, den Kreutzberg (quasi lucus a non lucendo) sonst ist wirklich die Erde flach, wie Holberg seinem Montanus zu behaupten aufbürdet. — Das Theater besuchte ich natürlicherweise, aber so mitten im Sommer feierte es nicht seine glänzende Epoke, und ich glaube überhaupt, dass jene Zeit für den Berliner Schauplazz nicht die rühmlichste gewe-

sen. Don Juan, der fast überall wo ich gekommen, mir entgegengetreten, sah ich auch hier. Ich habe diese berühmte Opera wenigstens auf sechs verschiedenen Schauplätzen gesehen, wie viele Mal zusammen, weiss ich gar nicht.

Das wenige Meilen von Berlin entfernte Potsdam holt sein ganzes Interesse aus der Zeit Friedrich des 2ten her. Der Held meiner ersten Jugend war mit derselben Glorie umgeben, wie die die jezt Napoleons Namen umstrahlt, doch wird wohl diese letzere länger fort dauern als jene.

Die Gegend bei Potsdam ist nicht im dem Grade stiefmütterlich von der Natur behandelt wie die Umgebungen Berlins, doch ist noch immer der Sand vorherrschend. Die Stadt selbst ist fast wie eine ausgestorbene zu betrachten, in den menschenleeren Strassen giebt es drei Uniformen gegen einen Bürger und das Mausoleum Friedrich des 2ten in der Hauptkirche fast ihre einzige Sehenswürdigkeit. Die Kunst hat für die Umgegend viel gethan. Drei Schlösser sind da, das Marmorpalais mit vielem Aufwand von Friedrich des 2ten Nachfolger für seine in den Grafenstand erhobene Maitresse erbaut, das sogenannte Neue Palais von Friedrich den 2ten nach dem siebenjährigen Kriege aufgeführt um der Eitelkeit zu befriedigen, dass er noch Geld besass. Dieses Schloss ist ausserordentlich schön und inwendig mit Pracht überladen. Das dritte ist das Interessanteste, das einfache Sanssouci auf den weltberühmten Terrassen, und mit den vielen Erinnerungen von dem Könige, der hier zu seiner Zeit so viel ausbrütete und auch in Erfüllung brachte. Das Zimmer, wo der König starb, ist unverändert, die alten Meubel, diese Wände die von verschwunden Zeiten reden, die Uhr die des Königs letzte Stunden zählte, hier fühlt man sich von Odem der Vorzeit angeweht, was mehr zu sagen hat als der Luxus und die kleinlichen Raritäten, die der letzt verstorbene König auf der naheliegenden Pfaueninsel im Havel aufgehaut hat.

Die Gegend zwischen Berlin und Dresden bietet auch wenig Interessantes dar, man passirt Jüterbog mit dem naheliegenden Dennewitz, wo die Franzosen in dem verhängnissvollen Kriege 1813 eine Schlacht verloren, und wenige Meilen von der Hauptstadt passirt man schon die Gränze des seit dem Wiener Congress so geschmälernten, aber darum nicht minder schönen Sachsens. Gleich nach diesem Uebertritte kündigte sich eine ganz andere Natur an, waldige Hügel, dann Berggegend und so das Elbthal mit seinen Weinbergen (die ersten die ich jemals sah) und an beiden Seiten des mächtigen Stroms, Dresden. Hier hatte man Ursache zu verweilen, denn die Natur ist einladend und die Kunstschatze sind es nicht minder.

Hat man viel über Berlin geschrieben, so noch mehr über Dresden, denn Dresden hat in der Geschichte so viele Fusstapfen nachgelassen, und die Kunst hat sich da schon lange zu Hause gefunden. Man hat lange Dresden das deutsche Florenz nennen gehört und nur in der letzten Decenium hat München angefangen zu rivalisiren, und Bayerns kunstliebender König hat weder Geld noch Anstrengung gespart, während Dresden wohl im stagnirten Zustande bleibt. Auch ist der Reichtum gross genug; die Gallerie besitzt Tafeln besonders von Correggio, wozu selbst Italien etwas Vergleichliches nicht besitzt, man sagt, dass die sechs grosse Tafeln von Correggio, die sich da befinden, unbezahlbar seien, was ich jedoch als purer Idiot dahin gestellt lassen muss, aber es befindet sich da die Madonna sixtina von Raphael mit dem Jesuskinde in den Armen und die beiden kleinen Engel unten am Rande. Ich blieb davor wie angewurzelt stehen, ohne zu wissen, dass es eben die Meisterhand war, die es schuf. Nach so langer Zeit sind mir immer die himmlischen Züge der Gottesmutter unvergesslich geblieben. Eine jede grössere Stadt hat natürlicherweise etwas, das ihr ganz eigenthümlich ist. Wie Copenhagen seinen Runden Thurm, Berlin seinen Brandenburger-Thor und die prächtige Strasse unter den Linden, so hat Dresden seinen Brühlschen Garten mit der Terrasse am Elbufer, und die prächtige Brücke über den breiten Strom. Doch besitzt Dresden etwas, das sich nicht anderswo finden lässt, ich meine den ungeheuren Schatz, der in dem sogenannten Grünen Gewölbe aufbewahrt wird. Es ist wie man in einem Feenschloss versetzt war, so viele Urnen, Vasen, Schalen und Utensilien aller Art, alles von purem Golde mit Edelsteinen besetzt, und von so grossen Dimensionen, dass man es kaum glauben konnte, wenn man es nicht vor den Augen hatte, daneben Geschmeide, Ordenszeichen und Sterne mit Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzt, zusammen von einem Werthe von Millionen. Diese Schätze sind durch die prachtliebenden polnischen Könige vom Namen August gesammelt, und werden in Kriegszeiten auf der un-
einnehmbaren Veste Königstein aufbewahrt.

Dresdens Umgegend ist wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und vielen Merkwürdigkeiten berühmt. Ganz in der Nahe der Stadt sind mehrere historisch merkliche Plätze seit den letzten Kriegen, unter anderm der kleine Hügel, wo Moreau erschossen wurde. Ausser diesen, der schöne Plausche Grund, Tharant mit seinen musterschnen Forsten und der Schlossruine, das auch in der Geschichte bekannte, halb in chinesischem Style gebaute Schloss Pillnitz mit den

altmodischen Gartenanlagen, Pirna, das erwähnte Königstein, und zuletzt gegen die Gränze nach Böhmen hin, die sogenannte Sächsische Schweiz. Diese letzte Felsengegend besitzt höchst romantische Partien, schaurige Schluchten und einsame Höhlen, Waldstege und schroffe Felsen, doch ist es noch immer für den Norweger keine rechte Felsengegend, und wehn nun dazu kömmt, dass die Einsamkeit überall durch Schenken aller Art und Böhmische Geiger und Bierfiedler gestört wird, so geht die Illusion zu Grunde, und man glaubt sich auf einem grossen Theater zu befinden, wozu die Bastei und die andern Basaltklippen die Coulissenwände abgeben.

Sachsen ist wie bekanntlich protestantisch, doch ist die Königliche Familie und somit auch die Hofkirche in Dresden catholisch. Dieses Jahr sollte eine Prinzessinn nach Spanien spedirt werden, um die Dynastie fortzusetzen, was jedoch nicht geschah, da sie aus Frömmelheit sich die Füsse erkältete und kurz nach ihrer Ankunft in Madrid starb. Doch gab dieses dazu Anlass, dass wir den pompösen Gottesdienst in der Hofkirche zu sehen bekamen. Diese ergreifende Musik, selbst der Gesang der Castraten machen einem den Kopf ganz catholisch, so dass man fast Renegat zu werden fürchten musste. Den Tag nachher sagten wir dem freundlichen Dresden lebewohl, und da Sachsen nicht gross ist, waren wir nach zwei Stunden an der Gränze des ganz catholischen Oesterreichs.

Hier an der Gränze bei Jenterswaldau erlebten wir eine recht drollige Scene. Wir hatten im Wagen an ein zwanzig Pfund Taback, weil der Taback im Oesterreichschen ein Regale ist und der einheimische nichts taugt. Es war uns darum zu thun den Taback glücklich über die Gränze zu bringen und so wurde ich vom Wagen abgeschickt mit unserem Lateinischen Cabinetspasse aus Stockholm in der einen Hand und drei Silbergulden Kaiserlich in der andern um den Gränzbeamten zu befriedigen. Der Mann sass ganz gemächlich in seinem Lehnstuhle und empfing mit einem höflichen Grunzen die drei Gulden, worauf der Pass visirt werden sollte. Nach einigem Studieren brachte er es heraus, dass die Sprache die lateinische war und fragte mich sodann: „ob die Landessprache in Norwegen lateinische wäre,“ welches ich bejahte, zufügend dass nur die Bauern Norwegisch sprechen, was er ganz in seiner Ordnung fand, weil es ungefähr so in Ungarn war. Darauf erhob er sich von dem Sitze, um, wie er sagte, den Wagen mit eigenen Augen anzuschauen, was er auch auf der Treppe stehend mit der Hand über die Augen that, und wir rollten, unangefochten in Böhmen hinein.

Der erste Stück Weges geht Kulm vorbei, wo Vandamme im Franzosenkriege geschlagen wurde, und hier öffnet sich ein geräumiges Thal von Bergen umgeben mit Schlössern, Klöstern und Ruinen auf den Höhen, und mitten in diesem lieblichen Rundgemälde liegt der berühmte Badeort Teplitz. Wir näherten uns jezt unserm Ziele, und damit war der Aufenthalt daselbst zu kurz um sich zu besehen, was sehr wünschenswerth wäre, denn der Ort selbst und die reiche Gegend ist fast in jedweder Hinsicht sehenswerth. Wir weilten nur solange, bis eine kleine Reparatur an unserm Wagen beendigt war, und setzten die Reise fort nach Carlsbad, wo wir anderthalb Tage später im Finstern die lange steile Anhöhe herabrollten, die dahin führt.

Es ist mir immer unbegreiflich gewesen wie man kranken Leuten rathen kann sich in Gegenden, wo die Temperaturveränderungen sehr abwechselnd sind, sich aufzuhalten, wenn dieser Aufenthalt der Gesundheit wegen stattfinden soll. Dieser plötzliche Uebergang von Wärme zu Kälte findet in Carlsbad in höchstem Grade statt, und daher musste wohl der Brunnenkur daselbst nur denjenigen zu empfehlen sein, die an Magenschwächen, Verdauungsübeln und dergl. leiden wogegen Allen die mit Rheumatischen Uebeln, die doch immer bei uns die häufigsten sind, dieser Ort in einer tiefen Thalschlucht liegend von heftigen Bergwinden durchströmt nicht heilsam sein kann. Der Julius 1819 war überaus heiss, und hier wurden wir, während die Bauern im benachbarten Bayerlande vor Hitze oder Sonnenstich auf dem Felde todt niederfielen, in der Carlsbader Gluthsonne lebendig geröstet, und tranken daneben (doch ich nicht, denn ich war nicht leibeskrank) das mehr als lauwarme Wasser des bei seinem Entquillen aus der Erde fast kochheissen Sprudels. Man sagt dass die Leute Eier kochen und Hühner abfiedern in dem breiten Ablaufe der heissen Gewässer der beiden Sprudel, welcher angenehme Fluss, „die Töpel“, heisst und reichlich dazu beiträgt, die Atmosphäre sowohl heiss als nass zu erhalten. Aber eines Nachts nach einer erstickender dreiwöchentlicher Hitze, wo Alles vor offenem Fenster schlief, erwachte man durch Klappern und Zerschellen der Fenster, und als der Morgen anbrach und man wieder an der Quelle war um die vorgeschriebene Morgenquantität zu bekommen, waren Alle mit Ueberröcken versehen, und die Kranksten liessen sich das Wasser ins Logis bringen. Ein Wiener, der des Winters zu sehr gespeist hat, braucht die Ausleerung, und die reicheren Wiener, die da kommen, nebst Ungarn und Polen, die von ihrem langweiligen Osten und unabänderlichen Schmutze müde sind, machen (wenigstens zu

der Zeit) die Mehrzahl der Badegäste aus. Diesen Sommer aber fand der bekannte Carlsbader Congres statt, was die Frequenz in hohem Grade vermehrte.

Won jenem Sommer schreiben sich die sogenannten Carlsbader-Beschlüsse, deren Zweck eigentlich war die herrschende Gährung der Gemüther in Deutschland zu dämpfen.

Die Wartburger Geschichte von 1817 war noch nicht vergessen, und jetzt kam ganz neulich Kotzebues Ermordung dazu, und dass diese ohne Zweifel isolirt stehende That die Frucht einer weit verzweigten politischen Verbindung war, fand an höheren Orten überall Glauben. Was diese Entschlüsse mit sich brachten ist wohl nicht recht bekannt geworden. Einige Repressionen und etwas vermehrter Presszwang blieb wohl das Ganze.

Dem sei nun wie es will, so hatte dieser Umstand dazu Anlass gegeben, dass viele Notabilitäten in jenem Jahre in den Böhmischn Bädern anzutreffen waren. Metternich, schon damals der Chef der Diplomaten, war natürlicherweise da, der dänisch-preussische Graf Bernstorff und Gott weiss welche übrigens zu der haute volée der Diplomatie gehörten. Der alte Blücher fand sich da auf kurze Zeit in, reisete aber weg, weil die österreichischen Gesetze zu viele Hemmungen gegen Hazardspiele mitbrachten. Der gichtbrüchige Feltmarschall Fürst Schwarzenberg kroch an der Seite einer jungen schönen Verwandte am Brunnen umher, er starb noch dasselbe Jahr. Viele deutsche Fürsten befanden sich auch da. Auch die Napoleoniden, die damals nicht so vergessen waren wie sie es jetzt sind, trieben sich im dem Gewimmel um. Der ex-König von Holland, (doch es war beim Franzensbrunnen, dass er sich auf lahmen Füßen herumschleppte) der ex-König von Westphalen mit seiner Gemalin, eine Prinzesinn von Würtemberg, die als ächt christliche Ehefrau ihm auch nach seinem Sturze treu blieb, machten einen Hof in ihrer Wohnung, und dem ehemaligen Könige wurde der Becher am Brunnen von einem Cavalier auf einem silbernen Teller überreicht, während der Prinz Christian von Dänmark (der jetzige König) seinen Becher aus der Hand der Badefrau nahm. Ein Schwager Napoleons der reiche Italienische Prinz Bacciochi hielt sich auch mit seiner Gemalinn (Prinzess Elisa Buonaparte) daselbst auf. Sie spazierte immer von zwei Herrn geführt, und der gefällige Gemal schlenderte noch mit einem Söhnchen an der Hand und einer Binde vor den Augen, als ob er nicht mitzusehen brauchte.

Was sonst im Ganzen das mir bis zu der Zeit ganz unbekanntes Badeleben betrifft, so muss ich erklären, dass ich diesem absicht-

lichen Mussiggange und verkehrter Eintheilung des Tages keinen Geschmack ablocken konnte. Denn, so in der frühesten Frühe auf zu sein, um acht Uhr Caffé zu trinken, spätestens um ein Uhr einem Patientendiner einzunehmen, um vier Uhr eine mehr als schlechte Comedie anzusehen, um sieben Uhr ein mehr als frugales Abendessen zu geniessen, das sagt wenigstens den Gesunden nicht zu. Das Badeleben ist ja auch aber nicht für die Gesunden da.

Wohl giebt es mehrere Zerstreungsorte im der Umgegend, aber mitten in der Badezeit ist das Ländlich Einfache, das wohl sonst unter andern Verhältnissen zu finden wäre, da verscheucht worden von dem aus so vielen Elementen gebildeten Fremdenleben, und will man die Dörfer in der Nähe besuchen, so kann man darauf ganz gewiss sein, das sogleich der polnische Koth, der allen Slaven, wozu auch die Böhmer grösstentheils gehören, gemein ist, Einem überall entgegen tritt und so kann man zum Beispiel in den Strassen der bekannten Bergstadt Joachimsthal vor Düngerhaufen kaum vorwärts kommen.

Wenn die gewöhnlich sechswöchentliche Cur in Carlsbad vorbei ist, gehört in vielen Fällen dazu eine Nachcur in dem sechs Meilen davon in der Nähe von Eger gelegenen Franzensbrunnen, wozu drei Wochen gemeinlich angeschlagen werden. Hier ist es bei weitem stiller wie in Carlsbad und die Gesellschaft auch viel kleiner. Sonst ist der Ort selbst überaus langweilig und bietet nichts Merkwürdiges dar. Das nahe gelegene Eger hat einige Denkwürdigkeiten aus der Zeit des dreizigjährigen Krieges. Das Schloss, wo Wallenstein ermordet wurde, ist zerstört, aber einige seiner Waffen sind am Rathause zu sehen. Auch gab es in dieser Stadt ein Mönchskloster, das ich besuchte und fand daselbst nur einen einzigen Mönch, einen jungen Dominikaner, der mit seiner in der Stadt wohnenden Mutter ganz gemüthlich am Caffetische sass.

Die Badecur war zu Ende, der Staatsrath befand sich recht wohl, aber seinem Bruder war wenigstens auf der Weise nicht zu helfen; und die Abreise fand statt. Wir waren bald über die Gränze und in Bayern. Hier in der Nähe von Jean Pauls Geburtsort Wunsiedel befindet sich ein kleiner Badeort, Alexandersbad genannt, der nur aus dem Curhause besteht. Daneben befindet sich die schöne Luxburg, eine sehr malerische Felsenparthie, die zu vielen sinnreichen Anlagen und Monumenten trefflich benutzt ist, und wo man sich mitten in dem Bergkessel befindet, den die Erzgebirge, das Fichtelgebirge und der Böhmerwald bilden, und wo Sachsen, Bayern und Böhmen sich

berühren. Baireuth ist davon nicht weit entfernt; eine ehemalige Markgräflische Residentzstadt mit Schloss, Lustschloss und Theater, das alles leer und unbenutzt dasteht; ich dachte an die Heimath, wo man zu der Zeit so was nicht hat und doch brauchte, und die spätere Zeit hat uns ja belehrt wie theuer dergleichen Besitzungen werden. In einer der prächtigen Ulmenalleen, die Baireuth auf alle Seiten umringen, liegt ein kleiner Pavillon, Mon Bijou genannt, der damals an Jean Paul abgetreten war. Er lebte daselbst bis seinem Tode, doch von schmerzlichen Todesfällen verwundet, sehr eingezogen. Eine halbe Tagesreise weiter ist Bamberg mit seinen unzähligen Obst- und Gemüsegarten, und einem grossen Schlosse. wo ein rothes Kreuz an der Mauer die Stelle bezeichnet, wo sich der bekannte Berthier herunterstürzte, weil er Napoleons Sturz nicht überleben wollte. Das von dominirenden Höhen, wo die bekanntesten Frankenweine, der Steinwein und der Leistenwein gebaut werden, umgebenen Würzburg ist auch eine der vielen ehemaligen Residentzen oder temporaire Fürstenwohnungen Deutschlands, die jezt sich selbst und dem eigenen Gewerbefleisse überlassen sind; hier hat schon alles einen südlichen Anstrich: der Main, schon hier ein ansehnlicher Fluss, und obgleich mit seinen gelben Wellen langsam schleichend, belebt doch einigermaßen die Gegend. Wenige Meilen davon tritt man ins Badische Pfalz hinein, wo der Boden fast überall dürr und steinig ist, und wo die Rebe wächst, die wie ich glaube den sauersten Wein der Welt giebt. Unser norwegischer Bedienter, der in Carlsbad weder mit der Sprache noch mit der Küche zurecht kommen konnte, ass zum Beispiel eines Mittags vier Schüssel Suppe, weil er aus Unkenntniss der Sprache mit dem Finger auf der Esskarte angab welche Speisen er möchte — bekam hier, wo er weder den Kornschnapps noch Bier bekommen konnte, aber den saueren Wein zentnerweise herunterstürzte, so entsetzliche Bauchgrimmen, dass wenn man damals von Cholera gewusst hätte, er gewiss in einem Hospital heruntergebracht werden musste, hier aber kam die Reihe an ihn die Wassercur anzufangen und so ging das Übel vorüber. Das schöne Neckarthal mit seinen herrlichen Wäldern und rauschendem Flusse, der ans liebe Schwabenland und Schwarzwald mahnt, nimmt einen auf; ganz unerwartet biegt die Strasse um eine Ecke, wo der Neckar in die weite Mannheimer Ebene hineintritt und man ist in Heidelberg.

So lange solltest du kommen, sagte ich hier zu mir selbst, denn von nun an sollte die Rückfahrt gen Norden ihren Anfang nehmen. Es ist aber doch immer eine werthvolle Erinnerung so weit nach

dem genuss- und phantasiereichen Süden vorgedrungen zu sein. Die Heidelberger Gegend nenne ich ganz unbedingt die schönste, die ich je gesehen. Die Stadt selbst mit einer schönen Brücke über den Neckar, da wo die berühmte Bergstrasse anfangt, ist modern und schön gebaut, aber die ehemalige Residenz der Pfälzischen Churfürsten, das abgebrannte mittelalterliche Schloss, jetzt die best erhaltene Ruine Deutschlands, bietet von der Terrasse eine Aussicht dar, die vielleicht von wenigen der Erde übertroffen wird, wo nicht die Erhabenheit des Meeres der Üppigkeit des Landes zu Hülfe kommt. Die Stadt mit ihren Thürmen und Strassen gerade vor den Füßen, hat man den waldbedeckten Bergrücken hinter sich und vor den Augen eine fast unabsehbare Ebene mit Dörfern, Häusern und Gärten von Weinbergen und Rebhügel eingefasst mit dem Lustschlosse Schwitzingen und dessen prächtigen Springbrunnen in der Mitte der Ebene. Nach Westen hin schimmert der Rhein wie ein breites Silberband, man erblickt seine Vereinigung mit dem Neckar und das weit ausgedehnte Mannheim liegt deutlich im Gesichtskreise. Eine ebenso schöne Gegend lässt sich oberndrein ahnden jenseits des Rheines, und in der äussersten Ferne schliessen die blauen Vogesen in Elsass das grosse herrliche Panorama.

Zu jener Zeit hatten die Göttinger-Studenten die Universität daselbst in Verruf oder Verschiesz erklärt, und daher war die Frequenz in Heidelberg sehr zugenommen, man sagte es waren gegen 1100 Studierende da. Duelle fanden sehr häufig statt, und in der kurzen Zeit, die wir hier zubrachten, fand auch ein Auflauf gegen die Juden statt. Wir hatten vorher in Bamberg zerschlagene Fensterscheiben gesehen; und die Exzessen gegen die Juden liefen damals wie Lauffeuer von Stadt zu Stadt. Heidelberg hatte zufolge ihrer Privilegien als Universitätsstadt keine Garnison, und als dann die Badischen Dragoner von Schwitzingen her angesprengt eintrafen um die Ruhe zu erhalten, wurde ihnen der Eingang zur Stadt von den Studenten verweigert, weil sie selbst die Ordnung herstellen wollten, was sie auch thaten, indem sie alle Burschen zusammenriefen und ans Erleuchten der Fenster aufforderten. In einer Stunde waren die Unruhestifter meistens Handwerksleute aus den Wirthshäusern getrieben und die Strassen gesäubert.

Der berühmte Johan Heinrich Voss, der wie oben erzählt der Lehrer des Staatsrathes gewesen war, lebte in Heidelberg; ein Abend wurde bei ihm zugebracht. Er schrieb damals an seiner kurz nachher gedruckte Schrift gegen seinen ehemaligen Freund Graf Friedrich L. Stolberg. Auch schien er zu der Zeit von finstern Mächten beherrscht;

Stolberg starb bald nachdem er diese traurige Mittheilung des Jugendfreundes vernommen hatte, und ich kann nicht anders als glauben, dass Voss in seiner letzten Stunde jene unselige That be- reut haben muss; allein er ist ein schlagender Beweiss davon, wie weit der böse Geist, der unter dem Namen Demokratismus nur alles zu unterjochen strebt, gehen kann, indem Gefühle, die sonst jedem guten Menschen heilig sein müssen, selbst bei hochbegabten Naturen dämonischen Eingebungen preisgegeben sind.

Von Mannheim sah ich nur wenig, ein grosses Schloss von der verwittweten Grossherzogin Stephanie aus der Familie Beauharnais be- wohnt, eine Strasse, die an die Berliner Linden erinnert, die Schiff- brücke über den Rhein, der schon hier breit und mächtig ist und das aus Ifflands Jugendzeit so wohl bekannte Theater. Hier sah ich auch das sonst nicht ins Auge fallende Haus, da es kürzlich vorher eine so traurige Berühmtheit erhalten hatte, das Haus nämlich, wo Kotzebue von Sand ermordert wurde. Der unglückliche Mörder, sonst ein Jüngling von guten Gesinnungen und schönen Anlagen, der Sohn einer achtbaren Witwe aus Wunsiedel, aber ein Opfer des unseligen Empörungsgeistes, war damals noch in Haft zu Mannheim, wo er auch später mit dem Tode auf dem Schaffotte büsste.

Ueber eine Schiffbrücke passirten wir den Neckar und traten bald darauf in die Bergstrasse ein. Dieser berühmte Weg, der zwischen den Odenwald und der Rhein läuft und bei Heidelberg anfangend nach Darmstadt führt, soll aus den Zeiten der Römer herrühren. Zur Rechten Weinberge, und zur Linken reiche Fruchtfelder, aber kein Kornbau, durfte fürwohl einzig in ihrer Art sein. Ein heftiges Gewitter zwang uns gegen Abend einige Stunden in einer ziemlich verdäch- tigen Schenke zu verweilen, und es war damals gar nicht sicher in der Gegend zu reisen, da seit den langen Krigen Marodeure und vieles Gesindel daselbst herumstreiften, doch war der Weg von den himmelhohen Fruchtwagen, die nach der Messe in Frankfurt zogen, belebt, und spät in der Nacht langten wir wohlbehalten im Darm- stadt an. Diese Residenzstadt ist so wie die vielen deutschen Fürsten- städte mit Schlössern, Theater, Marställen und öffentlichen Gebäuden aller Art zum Überfluss versehen, Gott weiss wie so viele grossartige Menschenwerke sich fast an jedem Ort aufgehaut haben können. Von Darmstadt aus kommt man nach der Fahrt weniger Stunden in Frankfurt am Main an.

Diese uralte Stadt mit ihrem Römer, den vielen gemalten Häusern, ihrem Handel, ihrer Messe, ihren vielen Hotels und Gott weiss was

noch mehr ist von gemischter Natur, halb republikanisch, halb aristokratisch: als eine freie Hansestadt republikanisch nach der Verfassung, und aristokratisch des Bundestages wegen. Doch glaube ich der Handel und die Reisenden die Elemente ausmachen, die die Frankfurter am Meisten beschäftigen, und daher sind wohl die Bezahlenden, und darin haben meistens die Aristokraten den Vorrang, die am Meisten Berücksichtigten. Ein Hotel wie der Weisse Schwan daselbst ist einzig in ihrer Art, denn das dürfte wohl aussergewöhnlich sein, dass 300 Personen an einer Wirthstafel auf einem Male zu Mittag speisen. Allein es war die Messzeit und die Stadt war daher gedrängt voll von Gästen, so dass wir im fünften Etage des erwähnten Riesenhotels einquartirt wurden, aber die Zimmer waren doch für eine kurze Zeit untadelhaft. Die Frankfurter Messe ist für den, der mit der Stadt bekannt zu werden wünscht, nicht die geeignetste Zeit, da die Trafik alles absorbiert, und das Ganze daher eine andere Physionomie annimmt als die gewöhnliche.

Alle Welt kennt die abscheuliche Judengasse, dort aber sind alle die berühmten Rothschilder geboren, und in dem oberen freilich abgebrannten und daher neu erbauten Ende dieser Gasse wohnte noch damals der älteste jener reichen Brüder. Das Theater kam mir als das beste, das ich in Deutschland sah vor, wie ich denn mehreren gelungenen Vorstellungen beiwohnte. Hier wurde der Plan für unsere Rheinfahrt gelegt, mir aber, der einen erwarteten Brief von meiner Verlobten nicht erhielt, wurde der Aufenthalt so verleidet, dass ich ganz mürrisch die meiste Zeit in der Stube zubrachte.

Von dem alten Mainz mit dem römischen Drususthurm sah ich nur die Aussenseite, doch fällt einem hier auf, wie ungerne die hellen Fluthen des Rheins sich mit den trüben gelben Wogen des Mainz verbinden wollen, und das dauert noch mehrere Meilen fort, wo die Absonderung der Gewässer deutlich zu sehen ist. Die Strasse auf dem rechten Rheinufer geht dem Flusse entlang durch das Städtchen Biberich, wo der Herzog von Nassau sein prächtiges Residenzschloss hat, nach Rüdesheim in der Mitte des Rheingaus. Zur Rechten liegt das Lustschloss Johannisberg dem Fürsten Metternich gehörend, aber mir schien immer Rüdesheim die Perle oder der wahre Edelstein dieser Zaubergegend zu sein, wie viele andere schöne Stellen auch da zu finden sind, denn das Ganze ist von der Mutter Natur für ihr Schosskind mit Vorliebe ausgerüstet.

Bei Rüdesheim zeigt sich der herrliche Strom in seiner ganzen Pracht, und es ist gar kein Wunder, dass die Deutschen darauf eifer-

süchtig sind beide Ufer zu besitzen. Das Dorf liegt an den Weinbergen hinangeklebt, und der Wein, der dahinter wächst „Hinterhäuser“ genannt, wird als eine der vorzüglichsten Gattungen von Rheinweinen geschätzt. Auf dem linken Ufer gerade über steht auf dem Felsenrücken eine kleine Capelle, — es hiess dass Göthe zu ihrer Erbauung den Anlass gegeben hatte — wo man die ganze Prachtgegend überschaut gegen Süden bis nach Mainz und gegen Norden bis nach Coblenz, wo das Thal enger wird und sich bieget. Im Osten ragt der Taunus empor und im Westen erblickt man den Donnersberg und die Gegend unweit Trier. Nie werde ich den sonnenhellen daselbst zugebrachten Septembertag vergessen, die reiche Pracht der reifen oder fast reifen Trauben, die des Abends im Mondenschein tanzenden Mädchen, die rauschenden Strömungen des mächtigen Flusses und die besonders im Helldunkeln von den alten Zeiten redenden Burgruinen. An einem Sonntage wurde die Wasserfahrt auf den Rhein von Rüdesheim nach Coblenz vorgenommen. Ganz nahe bei Rüdesheim ist das sogenannte Binger Loch neben dem Städtchen vom demselben Namen, und der mitten im Flusse stehende Mausethurm; hier ist die gewaltige Wassermasse bedeutend verengt, so dass eine starke Strömung vorhanden ist: doch ist es wohl schon lange her, dass jemand von der Gefahr, von der man in der früheren Zeit gefabelt hat, etwas weiss; jezt gehen die Dampfschiffe da, und die kehren sich nicht um die Strömungen im Binger Loch, (Auf allen Zinnen Burgruinen), und auf der Strasse zogen fast den ganzen Vormittag betende und singende Schaaren nach einer heiligen Capelle in Rheinfels bei Bingen dem Gestade entlang. Des Nachmittags kamen wir in Thal-Ehrenbreitstein, Coblenz gegenüber, an. Die Reisegefährten wollten eine kleine Ausfahrt nach dem naheliegenden Badeorte Ems machen; ich blieb aber zurück um nach Norwegen zu schreiben und wegen des nicht empfangenen Briefes tüchtig zu schelten. Das Mineralwasser und der Rheinwein sind hier so ächt wie möglich, denn alles ist aus erster Hand und Selters eine Viertelmeile entfernt. Auch sind die Wassersorten fast eben so gesucht wie die Weine. An die grosse Feste Ehrenbreitstein wurde damals arbeitet und sie ist schon lange fertig. Ich spazirte des Nachmittags über die Schiffsbrücke und besah einige Partien von Coblenz. Das Moselthal mit seinen Weinbergen und einer Brücke über die Mosel ist eine schöne Gränzpartie, aber das grösste Gebäude der Stadt, das ehemalige Residenzschloss des Churfürsten von Trier war in einer Caserne umgeschaffen; sic transit gloria mundi.

Die Wasserfahrt wurde den nächsten Tag bis Bonn fortgesetzt. Auch hier sind die Rheinufer schön, aber die Berge werden kleiner und seltener, (man baut wenig Wein mehr) und mit den sogenannten Sieben Schwestern ist das Gebirgsland vorbei. Die kleine Residenz eines, wie man es einmal nannte, mediatisirten Fürsten Neuwied, präsentirt sich anmutig am rechten Ufer, und das alte Kloster Nonnenwerth auf einer Insel im Flusse wird auch dem Reisenden bemerkbar. Schon damals waren fast keine Nonnen da, und jetzt soll die heilige Stiftung in ein Wirthshaus verwandelt sein und eine Station für die mit den Dampfschiffen Reisenden. Bonn, die ehemalige Residenz der Cölner Churfürste, holt jetzt ihre meiste Bedeutung von der Universität, wie denn auch das ehemalige Schloss zum Universitätsgebäude dient.

Wir reiseten am linken Rheinufer von Bonn ab; hier wächst der letzte Rheinwein, der Assmannshäuser, und man ist kaum aus der Stadt gekommen, so erblickt man in der weiten Ebene die vielen Thürme (es hiess drei und achtzig) der uralten Colonia Agripina, Cologne oder Cöln. Wenn man sich hier Zeit gäbe, was wäre nicht da zu sehen, denn es giebt schwerlich eine Stadt in ganz Deutschland die so viele Alterthümer und Werke des Mittelalters aufzuweisen kann. Ich sah nur eines, und das war der Dom, und der kann für mehr gelten als das was man sonst in mehreren Jahren oder vielleicht in seinem ganzen Leben zu sehen bekommt.

Welche gigantische und symmetrische Formen, ohne alle Überladung, ja man kann sagen ohne alle Pracht, denn die Pracht besteht in der Grösse, deren Dimensionen kaum glaublich sind. Das Innere dieser Riesenkirche mit den sechs und neunzig Pilastern, von denen ein jeder von sechzehn kleineren Pfeilen besteht, die das Gewölbe tragen, ist von einer Erhabenheit, dass man staunend betrachtet und kaum fassen kann, dass es ein Menschenwerk ist. Diese hohe Bogenfenstern mit den gemalten Scheiben, die ein wundervolles Halblight hervorbringen, das Ganze ist so erstaunenswert, dass ich fast behaupten möchte, dass selbst Sct. Peters berühmter Tempel in Rom dem Cölner Dome nicht gleichkäme, wenn dieser letztere vollendet war. Wohl hat man in der letzteren Zeit an die Vollendung gedacht, allein ob man wohl nicht dem bekannten Fluch, den der betrogene Baumeister der Kirche (die Sage nennt ja den Teufel selbst) wegen eines nicht gehaltenen Versprechens über sein eigenes Werk ausgestossen haben soll, sonderlichen Glauben beimisst, so ist es doch mehr als zu vermuten, dass die Vollendung des Riesenswerkes nie

statt haben werde. Unsere Zeit ist zu klein für so grossartige Unternehmungen, wenn die Ausbeute sich nicht wie zum Beispiel mit dem Wunderwerke, „der Themsetunnel in London“, in Thalern berechnen lässt, und nicht religiös genug um eine so gewaltige Kirche zu bauen. Der jetzige König von Preussen hatte schon als Kronprinz die Idee gefasst den Kirchenbau zu vollführen, und nach seiner Thronbesteigung ist auch eine Bewilligung dazu ausgesetzt, und in ganz Deutschland soll subscribirt werden, aber wie sollten auch so eminente Summen für einen einzigen Gegenstand zu Wege geschafft werden können, wenn man hört, dass zu einem einzigen Bogenfenster (Das Schwabenfenster genannt) drei ganze Ladungen gehauener Steine aus Schwaben her geschift sind.

Beim table d'hôte zu Cöln stiessen wir an den berühmten Thorvaldsen, der auf seiner ersten Reise von Italien nach Copenhagen sich befand. Der Nimbus des Ruhms, der schon damals sein Haupt umstrahlte, ist ja nun zu einer wahren Sonne in der Region der Künste geworden. Das Zusammensein war jedoch damals nur flüchtig, denn an demselben Nachmittag reiseten wir nach der Fabrikstadt Solingen ab. Der nächste Morgen beim Abreisen davon fiel im Wirthshause ein Schuss, und entsetzliche Klageläute liessen sich hören. Wir sassen schon im Wagen, und fuhren weg, indem man uns berichtete, dass so eben ein Knabe aus Verwahrlosigkeit den Bruder erschossen hatte. Einige Stunden nachher waren wir in Elberfeld. Diese gewiss sehr interessante Gegend, die wir nur im Fluge durchfuhren, gehört zu dem ehemaligen Herzogtum Berg. Von Elberfeld nach Barmen ist eine anderthalb Meilen lange Strecke von wohlgebauten Wohnungen und dahinter die fast unabsehbaren Bleichen, wo das Wasser aus den vielen Graben durch die Arbeitsleute geschöpft wird; das Ganze trug das Gepräge eines angestregten Gewerbflusses. Das Städtchen Bielefeld bietet ein ungefähr ähnliches Bild dar, aber die Cultur, die in der hügelichen Gegend zwischen Elberfeld und Barmen herrscht, ist ohne Zweifel mehr zu vergleichen mit der, die in dem benachbarten Flandern zu Hause ist.

Für unsern norwegischen Bedienten war sonst Westphalen ein Land der Freude, denn hier fand er Schwarzbrod, Schinken, Bier und was ihn bis zum Gipfel des Entzückens brachte, auch den lieben Kümmel. Wahrlich ist auch in anderer Hinsicht der Unterschied gross, wenn man von den Rebenhügel kommt, und hier die Moore, die grünen Haiden mit ihren Herden von Schweinen und Gänzen antrifft. Die Gegend bei Minden und die Durchfahrt der Porta West-

phalica habe ich mitten in der Nacht passirt, aber den Tag nachher kamen wir an die Gränze des Fürstenthums Lippe-Bückeburg, eine Viertelstunde später waren wir in der Hauptstadt des Landes mit einer Schlosswache (wie viele Leute die Armee zählt weiss ich nicht) und nach einer halben Stunde waren wir ohne es zu wissen schon längst über die Gränze. Hat der Potentat da nicht Verträge mit den Nachbarstaten, so wird er die Verbrecher seines Reichs nie habhaft werden können. Der Herr der Reise wollte den bekannten Grafen F. L. v. Stolberg, von dem oben die Rede beiläufig gewesen ist, auf seinem Gute Söder in der Nähe von Hildesheim besuchen; ich blieb lieber zurück und streifte sodann ein Paar Tagen in dem gewissermassen erzcatholischen Hildesheim um, wo jedoch wie in ganz Norddeutschland die protestantischen Elemente die vorherrschenden sind. In Hannover sah ich einige Pferde und den Herzog von Cumberland (der jetzige König) der zufällig da war. In Celle dagegen sah ich mit tiefer Rührung den einfachen Mahagonyarsarg, der die Gebeine der so tief gekränkten und unglücklichen Königin Caroline Mathilde birgt. Ihr Mutterland nahm in 1807 eine schreckliche Rache, obwohl nicht ihretwegen, an Dänemark, und wahrlich hat die Mitfahrt, die sie erfuhr, und die Umwälzung, die sie unglücklich machte, einen Flecken in der dänischen Geschichte nachgelassen, der nie ausgetilgt werden kann. — Hier fängt die triste langweilige Lüneburger Heide an, die bis Harburg fort dauert. Hier bestiegen wir das erste Dampfschiff, das ich zu sehen bekam, und waren dann in Hamburg.

Seit jener Zeit ist Hamburg uns eben so wohl bekannt, als Copenhagen es in früheren Zeiten war. Die Dampfschiffsfahrt hat ja Alles näher gerückt, und jetzt ziehen ja unsere Studirende nicht mehr nach Copenhagen, aber dagegen ziehen unsere Handwerker nach Hamburg, und bleiben meistens auf der Rhede, so dass sie von Copenhagen nur die Thürme zu sehen bekommen. Eben jetzt beim Niederschreiben dieser Blätter erfährt man von dem grossen Brande in Hamburg, und muss wohl fast nichts wiederzuerkennen sein von den Gegenständen, die mir am Meisten in Augen fielen. Wir wohnten am Jungfernstieg dem Alster Pavillon gegenüber, und da ist alles niedergebrannt. — Wenn man von dem lärmenden Hamburgerleben nach dem stillen Altona kommt, ist die Verschiedenheit sehr auffallend; doch möchte ich lieber in Altona wohnen. Besonders schön ist das Elbufer mit dem unzähligen Gärten und Lusthäusern, wo die wohlhabenden Kaufleute Hamburgs immer in den besseren Jahreszeiten die Sonntage zubringen, und wo alles, was zur Bequemlichkeit des

Lebens und zum Englischen Comfort gehört, zu finden ist. Auf der andern Seite von Hamburg liegt das wohlbekannte anmuthige Wandsbeck mit hübschen Bauanlagen; hier hat der Staatsrath die ersten Schuljahre verlebt, und daher hat der Ort vieles Interesse für ihn. Es ist wohl alles recht einladend, aber die prächtige Aussicht über den meilebreiten Strom vermisst man da. Nach anderthalb Wochen in Hamburg, wo ich mich zum Theil langweilte, denn Alles hat zu vielen kaufmännischen Zuschnitt, gingen wir nach Kiel. Die Stadt gehört nicht zu den schönsten, die nächste Umgebung aber und der Fiord haben vielen Naturschönheiten und die ganze Gegend ist äusserst fruchtbar und cultivirt.

Eine Meile von Kiel ganz nahe bei dem Herrnsitze Knoop ist eine Schleuse am Schleswig-Holsteinischen Canal; hier mag man sich Holland vorstellen, wenn man die Schiffe mit Masten und Segeln mitten in den üppigen Kornfeldern und Baumgruppen erblickt. Die Rast blieb hier kurz, und eine dänische Jacht brachte uns nach Faaborg in Fühnen, wo der Bruder des Staatsraths uns verlassen sollte. Noch blieben wir einige Tage bei Verwandten auf dem Grafensitze Brahetrolleburg, wo wir wiederum mit Thorvaldsen zusammentrafen. Wir gingen über das Belt nach Holsteinburg in Seeland, und von da nach Lilliendal, wo wir noch einige Wochen verbleiben sollten, bevor wir nach dem Winteraufenthalt in Copenhagen uns anschickten. Somit war die deutsche Reise zu Ende.

Vielleicht ist diese Skizze meiner kurzen Reise in Deutschland zu gedehnt geworden, aber ich muss doch zuletzt noch etwas im Allgemeinen äussern über jenes Land, zu dem ich mich immer hingezogen gefühlt habe, und das, seit ich es gesehen, mir immer wie das Ziel meiner Wünsche dasteht. Ich weiss nicht wie es so gekommen ist, allein die Menschen, die Sprache, Literatur, das gemässigte Klima, die Lebensweise, die Kunst, die Musik und über alles die Art der Frauen zu sein, Alles, was deutsch ist hat mir immer angesprochen, und wird es auch ferner thun, bis zu dem letzten Hauche.

Die politische Zerstückelung, die Staatsmänner beklagen mögen, diese viele kleinen Residenzen sind für die Wissenschaften, vielleicht am meisten wohl für die Schönwissenschaft und für die Kunst ungleich heilbringend gewesen, denn diese kleinen Regenten, die in der Politik nichts bedeuten, haben ihren Ruhm darin gefunden vorzügliche Dichter oder Künstler um sich zu haben, oder ihnen durch ausgesetztes Jahrgehalt eine Unabhängigkeit zu sichern, und dadurch sind Talente hervorgehoben und erhalten geworden, die sich sonst

am Kanzel abgehärmt hätten, oder im Aktenstaube verkümmert geworden. Ehre und Preis sei denn Deutschlands Fürsten, Heil ihren vielen Musensitzen, und Gottes unendlicher Segen ruhe für ewig auf die von den mächtigen Strömen bewässerten Fluren und erhabnen Gebirgen, wo das edle hochherzige deutsche Volk lebt.

Im rauhesten Spätherbste sah ich denn Copenhagen wieder; fünfzehn Jahren hatten die ehemaligen Confratres entfernt, und fast nur von der Scene her traten mir bekannte Gesichter entgegen. Fast den ganzen Winter hatte ich keine Berufsgeschäfte zu erfüllen, denn drei oder vier Lesestunden mit dem hoffnungsvollen Knaben, den ich zu unterrichten hatte, waren so gut wie nichts, denn selbst in diesen Stunden musste er sich nothwendigerweise beschäftigen, und so hatte ich so ohngefähr nur das Zusehen, und konnte meinen literarischen Beschäftigungen nachhängen. Auch war dieser Winter fast der angenehmste meines Lebens, ohne oeconomische Sorgen konnte ich jetzt für das erste mal in einer grossen Stadt leben, und mich den mir werthen Arbeiten ganz und gar widmen. Ohne gêne des Geldes wegen konnte ich das Theater und was ich sonst lieb hatte besuchen. Auch dichtete und schrieb ich Verschiedenes diesen Winter, meine früher fertige Uebersetzung von Novalis Heinrich von Ofterdingen wurde gedruckt und ausserdem mehrere Poesien und Aufsätze in Hesperus und andern damals existirenden ästhetische Zeitschriften. Auch gab ich heftenweise eine anonyme Theaterzeitung aus. Sie weckte besonders unter den Schauspielern Aufsicht, man wollte den Verfasser ausfindig machen, was vielleicht, ohne dass ich es bestimmt weiss, auch gelang, denn gegen das Ende der Saison vernahm ich an gewissen Symptomen, dass man mich in Verdacht hatte, und Nachstellungen von handgreiflicher Art waren auch gegen mich gerichtet, die ich jedoch entging, theils weil ich auf meinem Hute war, theils wohl auch deswegen, dass man in Copenhagen vor den Ausländern immer einen gewaltigen Respect hat, weil es sich schon oft erwiesen hat, dass Letzere Recht behalten haben, selbst da, was jedoch hier nicht der Fall war, wo der Unrecht auf ihrer Seite sich befand.

Von den früheren Verbindungen war wohl nicht mehr die Rede, allein dennoch fesselten mich die neuen Umgebungen und die alten Erinnerungen dergestalt, dass ich wiederum ernstlich daran dachte für immer in Dänemark zu bleiben, was auch nicht für unmöglich

gehalten wurde mit meinen jetzigen Verbindungen und Bekanntschaften. Auch hatte ich Audienz bei dem Könige selbst (Friedrich der 6te) der mich sehr gnädig empfing und mir auch eine Anstellung zusagte sobald sich eine passende Gelegenheit fände. Wäre ich nicht durch mein Verlobniss gehindert gewesen, ich hätte sogleich eine Anstellung bekommen können als Consulatsecretair in Tunis, eine Stelle die ich unter andern Umständen unbedingt angenommen hatte. Doch will ich keineswegs dieses ein Opfer von meiner Seite nennen, denn obgleich im Grunde mich in Norwegen nichts erwartete, als meine Verlobte, so war sie mir doch so unendlich theuer, dass was ich ihrentwegen thun oder lassen musste kein Opfer war, wie es mir auch nie im Sinn kam, dass ich anders handeln konnte.

Doch der schöne sorgfreie Winter war zu Ende, und an die Rückfahrt wurde jetzt geschritten. Das fröhliche Zusammenleben war vorbei, und alle zerstreueten sich auf dem Lande, das will in Copenhagen sagen überall in den Provinzen, selbst ob man in einer Stadt wohnte. Noch machten wir eine kleine Ausflucht nach dem Stammsitze der Familie Lövenskiold, Lövenborg in der Gegend von Holbæk, wo einige recht unterhaltende Tage vergingen, obwohl die Natur da sehr einförmig ist und wenige Abwechslungen darbietet, da man da nur kahle Felder antrifft. Bei der Rückkunft in Copenhagen fanden wir die sonst belebten Saale öde und verlassen, und wenige Tage nachher waren wir an Bord einer dänischen Jacht, die uns nach Norwegen bringen sollte. Es war Sonnabend des Nachmittags, aber ein Umstand, der hier gleichgültig sein kann, veranlasste; dass der Schiffer gezwungen wurde sich noch vier und zwanzig Stunden aufzuhalten, und so gingen sie alle wieder ans Land; ich aber der nichts mehr daselbst zu thun hatte, und der nicht wiederum Abschied nehmen mochte, blieb mit den Schiffsleuten allein auf dem Fahrzeuge zurück.

Diessmal fühlte ich auch ganzer Seele, dass das Loos unabänderlich geworfen war, dass an einer Rückkehr nicht mehr zu denken war, und dass ich wiederum einer ungewissen Zukunft entgegen zog. Jener Sonnabend Nachmittag und der darauf folgende Sonntag Vormittag war ich mir selbst allein auf dem Vordecke des Schiffes so ganz überlassen und wurde von so mancherlei und so verschiedenen Gedanken bestürmt, dass die Erinnerung jener einsamen schwermüthigen Stunden sich tief in meinem Gedächtnisse eingepägt haben. Das Leben auf der See, ich will damit nicht gesagt haben das Seeleben, ist mir immer besonders lieb gewesen, so wie auch das Hafenleben, diese rege Anspannung der Kräfte, die rastlose nichts beachtende

Zudringlichkeit ist von einer weit mehr poetischen Natur, als ein noch so tobendes Strassenleben, wo selbst der einfachste Wanderer in seinem Betriebe mehr bewegt und daher so zu sagen mehr gespreizt wird. Hier jener Nachmittag, die singenden Matrosen mit ihren monotonen Aufrufen, die sich kreuzenden Boote, und dann und wann die Glockenschläge von den Thürmen der unfernen Stadt, während die leise bewegten kurzen Hafenwellen schaukelnd und stille vor sich hinbrütend murmelten; das Ganze versetzte mich in jener wonnigen Stimmung, die man Melancholie nennt, und die doch das Süsseste ist was die Welt uns zu bieten vermag zum Ersatz für ein Leben, wo herber Schmerz und ausgelassene Freude abwechseln. Wie die Sonne hinter die Stadt über Sorö hin sich senkte, flog mein Gedanke nach jener Gegend, wo sie, die Unvergessliche noch weilte, und wiewohl die jugendfrische Braut meiner im Norden erwartete, musste sich doch die Erinnerung früherer Zeiten in Thränen auflösen. Der folgende Tag war zur Abreise bestimmt, und noch war ich den den Vormittag allein; der Hafen war jezt unbelebt, die Glocken der Stadt lauteten zum Kirchendienst, aber der Traum des vorigen Abends hatte sich der nüchternen Gegenwart beigesellt, und ich dachte jezt nur was man vernünftig nennt, das heisst an die Zukunft, die mir freilich nicht sonderlich zumuthete. Etwas über Mittag kamen die Reisenden an Bord, es wurde gelichtet, und nach einem kurzen Aufenthalte auf der Rhede bei Helsingör, wozu die Veranlassung nicht hierher gehört, entschwanden uns als es schon finster war der letzte Schimmer des Leuchtfeuers auf der sich entfernenden Küste von Seeland.

Eine nicht geschwinde, aber doch auch nicht mühevollte Fahrt brachte uns in drei Tagen nach Langesund, und so waren wir denn wieder in Norwegen und die Reise zu Ende. Doch kann ich versprechen, dass, wenn der, der dieses liest, die Erzählung von der Reise im Auslande zu weitschweifig gefunden hätte, eine Reihe von Jahren kommen wird, die sich füglich mit einer halben Seite begnügen lassen, wo das einzige Jahr mehrere Bogen in Anspruch genommen hat.

X. DIE ERSTE ZEIT IN CHRISTIANIA

Da ich wieder in Norwegen war, und nachdem ich die Geliebte abgeherzt hatte, wünschte ich nichts sehnlicher, als nach Christiania zu kommen. Mit dem Staatsrathe L., mit dem ich trübe und heitere Tage gelebt hatte, nahm ich denn Abschied, aber wir sollten fast zu einer Zeit in Christiania eintreffen, und wir schieden in einem Verhältnisse, das sich viele Jahre hindurch bewährt hat. Zehn Tage nach meiner Rückkunft aus Dänemark begab ich mich auf den Weg, und hielt sodann an einem regnigten Vormittage meinen Einzug in Christiania, das nun sofort mein fester Aufenthalt bleiben sollte, was bis jetzt auch der Fall ist, und wahrscheinlicherweise bis meinem Tode bleiben wird.

Ich hatte Empfehlungen an den Grafen Wedel Jarlsberg und übrigens fanden sich einige Bekannte aus früherer Zeit da. Der erste Empfang war gar nicht entmuthigend, ich wurde sogleich im Finanz-Department angestellt, allein mit besonderen Arbeiten beschäftigt, meistens Uebersetzungen aus fremden Sprachen, bis mir die Sammlung und Ordnung sämmtlicher Actenstücke der vieljährigen Unterhandlungen mit Dänemark in der gegenseitigen Liquidationssache übertragen wurde, und mir dabei drei Mitgehülfen beigegeben. Diese verschiedenen Geschäfte brachte ich zu Ende, und hatte dabei die Befriedigung, dass man damit zufrieden war, und so vergingen ungefähr zehn Monate, in welchen ich mich, eines kurzen Besuches in den Weinachtstagen bei meiner Verlobten abgerechnet, den Geschäften und zu gleicher Zeit auch wohl der Geselligkeit widmete. Was die letztere betrifft, mag etwas hier darüber eine Stelle finden, denn man wird wohl glauben, dass ich, aus der Fremde kommend, Vieles hier anders fand als auf Orten, wo entweder die grosstädtischen oder kleinstädtischen Elemente die überwiegenden sind.

In Christiania gaben damals die Reste der ehemaligen fashionablen Gesellschaft, das heisst einige wenige Familien, sich den Air das Hergebrachte beschützen zu wollen, aber die Begebenheiten in 1814 und die neue Universität hatte diesem Vornehmthun den Gnadenstoss gegeben, und die daneben bestehende Spiessbürgerlichkeit lag im Todesröcheln. Der Eingedünkel jener, die eine gesellschaftliche Aristokratie erhalten wollten, ist verstummt, jetzt gilt es nicht mehr so viel aus den erlauchten Geschlechtern entsprossen zu sein, denn Alles ist mehr applanirt. Die Spiessbürgerlichkeit hielt sich länger, besonders in einer bestimmten Strasse, und solange noch viele wohlhabende Kaufleute daselbst übrig waren, wurde getrunken und tüchtig gespeist, aber jetzt eine recht ächte Christiania Familie aus ächten Schrot und Korn, entweder in der einen oder in der andern Richtung aufzuweisen, wäre kaum möglich. Der schwedische Statthalter sollte wohl der Punct sein, wo die elegante Welt ihr Centrum fand, allein die Geburtstage, Dinners und Festbälle bei ihm hatten im Ganzen geringen Einfluss, es sollte denn sein, dass die Frauen und Mädchen darauf eifersüchtig waren eingeladen zu werden, die eigentliche Jalousie oder Statthalterwuth trat aber erst in einer weit späteren Periode ein, und dauerte nur wenige Jahre, da sie jetzt fast nicht existirt, oder wenigstens kaum bemerkbar ist.

Es gab aber eine andere Reunion, die eine weit grössere Macht ausübte; eine Macht die erst viele Jahre nachher ein Ende nahm, und das war die Dramatische Gesellschaft (das Privattheater). Dieses Theater war fast ausschliesslich die Vereinigung des gebildeten Publikums, und hatte in früherer Zeit eine grosse Stütze gehabt in dem bekannten Schriftsteller Enevold de Falsen, der in Christiania starb. Man spielte hier wirklich manchmal über die Erwartung gut, und hier fand man Alles was die neugeschaffene Hauptstadt vom künstlerischen Schlage und Kunstfreunden besass, weshalb mir hier auch angenehme Abende verstrichen und ich ein häufiger Mitspieler wurde. Die Spielereien verschafften mir Eintritt in sonst fremden Zirkeln, z. B. bei dem musikalischen Stiftamtmanne, späterhin Staatsrath Falbe und mehreren Andern. Die hier erneuerte Freundschaft mit meinem ältesten Schulgenossen mit dem ich die verhängnisvolle Reise in 1810 durch Schweden nach Copenhagen gemacht hatte, verschaffte mir auch angenehme Tage und gesellschaftliche Gewinne, so das ich nach einigen Monaten mich in dem fremden Christiania wie zuhause fühlte.

Vielleicht wird es nicht auf der unrechten Stelle etwas über die angehende norwegische Literatur zu sagen. Man arbeitete damals

darauf hin zu manzipiren, was jedoch nicht in Erfüllung gegangen ist, denn sie ist, wie verschieden auch die politischen Verhältnisse sein mögen, identisch mit der dänischen, denn die Schriftsprache ist dieselbe und wird es ferner, trotz allen Mürrungen noch lange Zeit bleiben, denn die norwegischen Dialekte sind noch mehr abweichend als in dem grossen Deutschland, wo der Oesterreicher den Preussen bei weitem besser versteht, als der Küstbewohner von Bergen den Gränzbewohner in Norwegen, und darum ist es verlorene Mühe von einer selbständigen norwegischen Sprache zu faseln. Die ursprüngliche Sprache, von der eine Mundart sich in Island noch erhalten hat, ist wie eine ausgestorbene anzusehen, und von der jetzigen Landessprache mehr oder doch eben so viel entfernt, als das heutige Italienische est ist von der anerkannt ausgestorbenen Lateinischen.

Diese sogenannte Norwegische Literatur, die ihren Debut in der Welt machen sollte, war ja streng wissenschaftlich genommen ein purres Nichts, und wie in allen anfangenden Literaturen musste ja die Poesie sich erst ausbilden, und zu dem Ende hatte man drei junge Leute, die damals die Lieblingdichter der Nation geheissen wurden, weil keine bessere da waren. Diese drei junge Männer, die vertraute Freunde waren, hatten den ganzen weiten Norwegischen Parnass im Besitze. Ich werde nicht sagen können, wer von ihnen der erste oder der letzte zu nennen sei, denn keiner hat es weit gebracht, und es gebrach ihnen sämmtlich an wirkliche Begeisterung. Bierregaard hatte glückliche Einfälle, bisweilen auch Erhabenheit in den Gedanken, aber das Spasshafte ging ihm über alles, und obgleich ein guter Kopf, blieb ihm doch die eigentliche Phantasie, das tiefere Sinnen und die süsse auflösende Weichmuth fremd; ich glaube dass so etwas nur in den spätesten Jahren seines Lebens bei ihm Anklang fand, als er schon abgestorben und so zu sagen fast ganz ausgehört war. Er hat das Nationallied gesungen, klangreiche Worte ohne Gefühl, und sein einziges Werk für die Bühne, das Erwähnung braucht, „das Felsenabenteuer“ ist matt in der Erfindung, und von einigen sarkastischen Einfällen belebt machte es Glück durch die Musik, die der geniale im Strudel der Welt verloren gegangene Thrane, der eine wahre Composition davon zu machen verstand, dazu setzte. Dabei sollte Bierregaard nun auch den Patrioten machen, und es ist wohl der Fall, dass es damit wirklich sein Ernst war, allein dieser Patriotismus ging hauptsächlich darauf los, alles was dänisch war und auf irgend eine Weise zu Dänemark gerechnet werden konnte, zum Gegenstande eines ungereimten Hasses zu machen, wozu

nur eine fixe Idée, die er mit wahrhaft kindischem Trotze vertheidigte, ganz und allein zum Grunde lag. — Hansen war wie gesagt Bierregaards Freund, aber den eben gerügten Fehler bei diesem theilte er gar nicht, denn dazu war sein Character zu wohlwollend. Als Schriftsteller wahr er sehr fruchtbar, besonders im grammatikalischen Fache, wobei er jedoch später auf einen Abweg gerieth, da er uns die sogenannte Ortophonie, oder eigentlich Kakophonie aufdringen wollte, was jedoch nur hier beiläufig stehen mag. Als lyrischer Dichter stand er Bierregaard nah, denn er besass gar keine Flucht des Gedankens. Die Erzählung war sein Fach, und als Novellendichter hat er in der Masse Viel und nur allzuviel geleistet. Er war immer fast zu sagen in Noth, und schrieb denn, oft invito Minerva, um eines schnöden Lohnes Willen, und so schrieb er sich leer. Er hatte nie über einen reichen Stoff bieten können, und so zersplitterte er sich in idyllischen Schilderungen des häuslichen Lebens, wo man vor lauter Theetinken und weiblichem Geplappel fast nichts anders vernehmen konnte, denn er war nicht kräftig genug um die lebhafte Natur in sich aufzufassen und durch kühne Pinselstriche zu beleben. Auch ist er am meisten von den Frauen geschätzt, wie er auch weit schneller als selbst Bierregaard vergessen werden wird. — Der dritte von den dreien Norwegischen Dichterfreunden war der nochlebende Schwach. Er hat, wie ich glaube nicht so viel geschrieben wie die beiden andern, auch ist bei ihm eine gewisse Trockenheit unverkennbar, besonders wenn er sich am Meisten bemüht die Fittige recht zu entfalten, aber er ist im Ganzen mehr gediegen als Hansen und besonders bei weitem besserer Lyriker als dieser, und mehr vorurtheilsfrei als Bierregaard, weshalb auch tiefe und recht angenehme Töne seiner sonst nicht stark begeisterten Harfe entquollen sind.

Und ich denn, der ich hier von den Zeitgenossen spreche und selbst ins poetische Handwerk gefuscht habe, sollte ich vielleicht nicht dazu moralisch verpflichtet sein mich selbst zu richten, besonders da die eben genannten drei Männer einen mehr verbreiteten Namen in der norwegischen Literatur haben. Die Ursache zu dem eben erwähnten Umstande liegt eigentlich darinn, dass ich niemals wie sie als eigentlich norwegischer Schriftsteller aufgetreten bin. Ein mehr bewegtes Leben hat mich früh in andern Verhältnissen gebracht, und ich werde als Verfasser Dänemark oder selbst Deutschland mehr gehören als Norwegen. Auch ist das Beste und Eigenthümlichste, was aus meiner Feder geflossen ist, in Dänemark geschrieben, denn in den besten und reiferen Jahren, die ich in Christiania zugebracht

habe, habe ich mich selbst als ganz *emersus civilibus undis* betrachtet, und allen Umgang mit den Musen entsagt. Da der ältere Mann aufs neue den spröden Göttinnen seine Huldigung darbringen wollte, waren sie schon verstimmt, und liessen sich nur dann und wann ein halb weinendes Lächeln abnöthigen. Welche Vorzüge sonst die eben drei genannten Freunde besitzen mögen, an Reinheit des Styls, Wohllaut der Sprache, und reger Phantasie stehe ich ihnen nicht nach, doch will ich meine erste Jugend nicht mit in der *Calcule* aufgenommen haben, wo meine lossgelassenen Idéen am Meisten Sternschnuppen gleichkamen.

Ausser einigen andern Kleinigkeiten wurden in dem hier behandelten kurzen Zeitraum meines Lebens zwei Uebersetzungen gedruckt, nämlich die schon 1814 in Laaland bearbeitete Uebersetzung von Göthes *Werther* und eine auch früher verfasste von Ancillons Buch über *Souverenität und Statsverfassungen*. Sonst gab ich Beiträge zu den Zeitschriften von verschiedenem Inhalte, ohne, was mir jetzt die Hauptsache war, die mir anvertrauten Geschäfts-Anlegenheiten ruhen zu lassen.

Die Sachen die ich zu besorgen hatte gehörten theilweise zu denen, die dem *Storthing* vorgelegt werden sollten, und waren deswegen zu Ende gebracht im Anfange des Februars 1821; um diese Zeit bewarb mich um die Stelle eines *Norwegischen Passcommissairs* in *Friedrichshafen* in *Jutland*, und es war ganz nahe dabei, dass dieser Wunsch erfüllt werden sollte, da es aber nicht geschah, schlug man mir vor als *Bevollmächtigter* im *Staatssecretariate* einzutreten. Diese Stelle war nicht ganz nach meinem Geschmacke, aber ich musste es ja als ein Glück betrachten nach so kurzer Dienstzeit aus der Reihe der Schreiber herauszutreten. Da es vorauszusetzen war, dass jetzt Jahre hingehen wollten bevor an weitere Beförderung zu denken wäre, beschloss ich meinen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen mein geliebtes Mädchen heimzuführen.

XI. HEIRATH – REISE NACH STOCKHOLM

Ich hatte den Beschluss genommen, dass die Hochzeit statt finden sollte und schrieb demgemäss den Betheiligten zu. Es war meine Absicht fürs Erste ungefähr, obwohl verheirathet, auf Junggesellen Manir zu leben, das heisst nicht eigne Haushaltung zu führen: damals war es ungewöhnlich, ist aber jetzt auch hier häufig Gebrauch. So reisete ich denn ab und wie ich bei meiner Zukünftigen ankam, war Alles verabredet und festgesetzt.

Der Tag vor der Hochzeit, der sogenannte Poltertag, kam um die Zeit des Mittags ein Brief von dem Grafen Wedel aus Christiania mit dem Beschied, dass ich auf die Stelle abreisen musste um sobald wie möglich in Christiania einzutreffen, und den damaligen Staatssecretair Holst als Secretair und Uebersetzer nach Stockholm zu begleiten, wo die Negociation über die hinlänglich ruchtbare Bodö-Affaire betrieben werden sollte. Es war wohl eine Klemme, allein der Entschluss wurde bald gefasst. Ich expedirte mehrere Briefe, spedirte eine Stafette nach Christiania und liess sagen, dass ich noch vier Tage in Skien bleiben musste, aber auch nach deren Ablauf sofort nach Christiania abreisen sollte um mit der möglichsten Eile daselbst einzutreffen. Des Abends sprach ich nicht davon, des Morgens aber machte ich meiner Braut damit bekannt, die Hochzeit hatte statt, und vier mal vier und zwanzig Stunden später waren „Die schönen Tage von Aranjuez zu Ende.“

Sodann musste ich sobald abreisen, aber dennoch ward es so verabredet, dass die beiden jungen Lövenskiold vom Johannistage bei mir in Christiania wohnen sollten, und dass meine Frau sich binnen der Zeit in Christiania einfinden sollte.

An einem nasskalten Frühlingsmorgen riss ich mich denn aus den Umarmungen der jungfräulichen Gattinn, und eilte Tag und Nacht reisend nach Christiania, wo die erste Nachricht war, dass die Reise einer Unpässlichkeit wegen noch einige Tage aufgeschoben war, und so musste ich denn in den Strassen von Christiania eine Zeit hinschlendern, für die ich eine weit bessere Anwendung gehabt hatte.

Der Aufenthalt in Stockholm verlängerte sich von Zeit zu Zeit, und dauerte drei ganze Monate. Das Geschäft war schlüprig und überaus langweilig. Wir hatten das Recht auf unserer Seite, aber der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf Engeström hatte vorgefasste Meinungen, und der Agent der Englischen Kaufleute, die über Unbill klagten, stutzte sich auf Beweise, die er selbst, wirklich mit einer Kunst, die eines besseren Augenmerkes würdig wäre, fabrizirt hatte. Wir zogen den kürzeren, was freilich nicht unsere Schuld war, denn ein Königlichler Befehl eine Convention abzuschliessen machte an allem Gerede und Schreiben ein Ende. Für den Untergeordneten war es ungemein lästig bisweilen ganze Wochen müssig herumzutreiben, und dann wiederum Tage und Nächte schreiben und explizieren zu müssen. Von welchem Umfange diese Arbeit war, mag hier als ein Beispiel angeführt werden, dass ich unter andern eine Replique in der französischen Sprache verfasste, die ins Reine geschrieben ungefähr 40 ganze Bogen ausmachte. Auch wurde mir die Zufriedenheit des Herrn Holst zu Theil, so wie auch die der übrigen, die mit der Sache zu thun hatten; auch wurde ich dafür sehr gut besoldet, aber ich war doch nicht zufrieden, denn obwohl ich mir bewusst war tüchtig gearbeitet zu haben, so würmte mich doch der schlechte Ausfall der Sache, allein Ruhm war freilich nicht in der Affaire zu ernten.

Was die Hauptstadt selbst betrifft, so kann ich, obgleich ich während eines ganzen Vierteljahres viele müssige Stunden hatte, nur wenig darüber sagen, weil ich fast die ganze Zeit verstimmt und mürrisch unter vier Wände blieb, um über die Zukunft zu brüten oder den Gedanken an der jungfräulichen Gattinn nachhängen. Das Theater sagte mir nicht sonderlich zu, wiewohl wenigstens damals in Allem, was zur Decoration der Szene gehört, das Copenhagener Theater weit übertreffend, und der einzige Hiortsberg konnte nicht für die mehrere wohlbekanntene Copenhagener Mimen schadlos halten. Wenn man übrigens zwei mit einander rivalisirende Hauptstädte beurtheilen wollte nach dem Eindrücke, den man davon erhalten hat, so mussten die Umstände, unter welchen man sie kannte, ungefähr gleich sein. Copenhagen habe ich Jahre lang gekannt, daselbst frohe Jugendtage

erlebt, die ausgestandenen Leiden waren vergessen, als ich es, wie erzählt, in angenehmen Verhältnissen wieder sah; — Stockholm aber war in einer trüben mit allen Umgebungen missvergnügten Stimmung kennengelernt. Jetzt würde ich gewiss anders urtheilen als damals, was ich wenigstens geneigt bin zu glauben, weil ich nach einer langen Reihe von Jahren wiederum nach Copenhagen kam und Alles mit von den früheren ganz verschiedenen Empfindungen betrachtete. So viel wage ich indessen zu behaupten, dass wie freundlich und zuvorkommend auch die schwedischen Brüder uns entgegenreten möchten, so werden doch lange Zeiten hingehen bis Stockholm für den Norweger das werden wird was Copenhagen einmal war, wenn es auch anzunehmen wäre, dass dieses jemals der Fall sein werde.

Die Stunde der Erlösung schlug, und wir wendeten nach Christiania zurück, wo mir meine Frau, die soeben jezt das mütterliche Haus verlassen hatte, mir entgegen kam, und jezt trat das gewöhnliche Leben eines Geschäftsmannes und Hausvaters ein. Fünfzehn Jahre, die glücklichsten meines Lebens, wo nur einzelne Wehmuthstropfen mir ins Becher fielen, verschwanden jezt von 1821 bis 1836, als mir eine schmerzvolle Krankheit befiel. Von jener Epoke meines Lebens (d. i. von 1821—1836) ist nicht viel zu sagen, denn es ist völlig wahr was Voltaire einmal gesagt hat: „Heureux le peuple dont l'histoire est ennuyante.“